

## Aus den Kritiken:

»Atemberaubend!« (Berliner Tageblatt)

»... dagegen ist Henseids berühmt-berüchtigtes *Die Mätresse des Bischofs* Kinderkram!«  
(Literaturmagazin Die Foren)

»Wenn das in Deutschland nicht verfilmt wird, kann sich das Kino hierzulande begraben lassen!«  
(70mm – Filmjournal)

»Skandalös, dass derartige Literaturpornographie im Buchhandel frei erhältlich ist!«  
(Zeitschrift für Religion & Geist)

»Startling insights into life in the monastery. Brilliant and disturbing.«  
(The Manchester Herald)

»Große Kunst, die sowohl die erotischen als auch die poetischen Maßstäbe in der Literatur grundlegend verändern wird.«  
(Hessen-Nassauisches Kulturjournal)

»... und unsere schöne Heimat wird ein Opfer grotesker Verzerrungen. Hier sollte man wirklich den Staatsanwalt einschalten!«  
(Mecklenburgischer Generalanzeiger)

»... das ist nicht erotisch, das ist pure Literaturpornographie, aber so gut gemacht, dass das Vergnügen daran alle moralischen Bedenken aufwiegt.«  
(kidHH – Kultur in der Hansestadt Hamburg)

Christoph Meissner-Spannaus

**Die geheimen Klostertagebücher**  
**Aufgezeichnet von Hans-Bernhard Weltek**  
in  
sechs Kapiteln

- plus neununddreißig Gedichte •
- (including »Der Tiger von Osnabrück«)
- plus 32 teils farbige Bilder •
- plus drei Bonus-Kapitel •
- plus sieben Vorworte gratis •

edition rote zahlen  
BAND 10

Herausgegeben und gestaltet  
von Hans-Joachim Griebe



Verlag Rote Zahlen, Buxtehude  
Printed in Germany

Lektorat: Felicitas Hahn

Copyright © 2013 Christoph Meissner-Spannaus  
Copyright Grafik Impressum © 2013 Michaela Friedrich  
Copyright Texte Hadenloh, Literaturagent, Verleger, Nachwort © 2013 H.-J. Griebe  
Copyright Texte Chefrestaurateur, Pastor © 2013 Felicitas Hahn  
Copyright Klappentext, Retchen-Darloni © 2013 Ingeborg Endres-Häusler  
Copyright der Bilder siehe Anhang

ISBN 978-3-944643-14-4

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen  
Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de>  
abrufbar.

[www.verlag-rote-zahlen.de](http://www.verlag-rote-zahlen.de)

## KLAPPENTEXT

Dieses Buch ist so anders, so verschmitzt, so unbekümmert, so sonderbar eigensinnig, so schonungslos schrill und schräg, dabei aber auch so intelligent, so gespickt mit Weisheit und zugleich so profund unterhaltsam, dass es uns direkt a bisserl die Sprache verschlagen hat! Welteks Klostertagebuch umkreist in artifizierlicher Komplexität mythologische, religiöse, allegorische und noch ganz andere Beziehungsfelder, und wir finden, einen solchen Lese-Leckerbissen sollten sich nicht nur Lyrik-Fans auf keinen Fall entgehen lassen, nein, da kommen auch die LiebhaberInnen benachbarter Genres fein auf ihre Kosten, das ist ein All-in-one-Angebot, eine Meta-Rundum-Versorgung der LeserInnen, da bleibt kein Wunsch offen, keine Begierde unbefriedigt, kein Klischee unentlarvt; da ist nichts, was nicht mindestens einmal um sich selbst gedreht würde, kein Register des Schreibens, das nicht virtuos an der Nase gezogen würde: Mystery, Horror, Endzeiterzählung, Crime, Suspense, Utopie, Dystopie, Philosophie, Fabel, Parabel, postmodern gebrochener Entwicklungsroman, spätviktorianische Schauerromantik, latent erotisch aufgeladene Lebensweisheitslyrik, dekonstruierte Poesie, Antipoesie, Zeitkritik, Systemkritik, Gesellschaftskritik, ein kritisches Buch, das uns heutzutage nicht mehr kalt lassen kann, auch wenn wir uns noch so warm anziehen ... hm ... nun ... was wir eigentlich sagen wollen, ist: Dieses Buch ist ein ausgefuchster Schelm. Ein Schelmenroman. Vielschichtig. Mit einer schillernd parzivalischen Hauptfigur, eben jenem Hans-Bernhard Weltek, der, als reiner Tor in einen kafkaesk-comedyhaft anmutenden Plot voller Irrungen und Wirrungen gnadenlos verwickelt, unbeirrbar doch immer wieder sich dem hingibt, wofür sein Herzblut rauscht. Der große Weltek will im Grunde nämlich immer nur eines: Gedichte empfangen, austragen, in die Welt pressen. Da wird, natürlich liebevoll, ganz liebevoll mit einem Lächeln, einem Zwinkern im Augenwinkel, die Dichtkunst um und um gerührt, wird aus den kitschgrünen, klischeeblauen Stapeln von Gelegenheitslyrik, Plauderlyrik, Gebrauchslyrik, Verbrauchslyrik, Unterhaltungslyrik, Roadlyrik, Pornolyrik, Institutslyrik, Wettbewerbslyrik der unverwechselbare Ton und Duktus des Poeten Weltek destilliert – sanft, stark, pur, wahrhaftig und immer so, dass der Gegensatz zwischen Sprechkunst und Sprachkunst wie die Spitze eines Eisbergs aus dem Wörtersee ragt, beziehungsweise dass, konkreter und schärfer formuliert, quasi der Wurf eines improvisierten Sprechaktes die Geste des Schreibens zu überbieten scheint, allerdings ohne sie zum Notat herabzumindern!

Wir Frauenzimmerkulturgesprächskranzfrauen haben uns intensivst mit dem Klostertagebuch beschäftigt und wir wollen und können und dürfen aus übervollem Herzen unisono sagen: Dieses Werk verdient es, gelesen zu werden, gewürdigt zu werden, ein zweites Mal gelesen zu werden! Hut ab also und übrigens auch ein wunderbares Geschenk! Auch für Familien! FSK hin, Zertifizierung her, man muss dann eben mit den Kindern darüber sprechen. Die Jugend von heute versteht doch sowieso viel mehr als wir damals in dem Alter, oder? In diesem Sinne möchten wir abschließend unser Fazit und Plädoyer in Versalien bekräftigen: **WELTEK FUER ALLE UND EINE BESSERE WELT!**

Beate-Camilla Biebering-Bäumele

(Literarizitätsbeauftragte und Schriftführerin des Frauenzimmerkulturgesprächskranzes e.V., Gröbenzell, Bayern)

»Was soll ich nun über das Buch selbst sagen und darüber, wie es etwa zu lesen sei? Der Beginn ist eine sehr arrogante Forderung, nämlich die, dass man es zweimal lesen soll.« (Thomas Mann, Zauberberg)

»Ein Soldat der Wahrheit – so sehe ich mich, auch wenn ich in Zukunft Kleinigkeiten des Erlebten verändern muss, wie zum Beispiel Sachverhalte verschweigen, Worte im Mund herumdrehen, Ausgesprochenes unter den Tisch fallen lassen, Personen verwechseln, falsches Zeugnis geben, unredliche Motive unterstellen, zeitliche Abfolgen durcheinanderbringen, unbewiesene Schuldvorwürfe aufstellen ...« (Hans-Bernhard Weltek)

## Vorwort des Finders

Als dieses Tagebuch im Sommer 2011 auf einem Flohmarkt einer kleinen Stadt in Mecklenburg durch Zufall in meine Hände gelangte, war nicht abzusehen, dass sich seine Wirkkraft alsbald weit über den ursprünglichen Fundort der Mecklenburger Sumpflandschaft ausbreiten sollte. Wie hätte ich erahnen können, als ich damals das von Schlamm getränkte, kaum leserliche Tagebuch in meinen Händen hielt, dass bereits im Herbst desselben Jahres diesem Tagebuch das gesamte Wochenende der großen Internationalen Lyrikstage in Kulpritzhagen-Heckebach gewidmet werden sollte?

Um so mehr freue ich mich, dass der Verlag Rote Zahlen nun endlich auch dem breiten Publikum ermöglicht, den gesamten Text der restaurierten Originalfassung in Händen halten zu können. Ich hoffe, dass die Hans-Bernhard-Weltek-Forschung kräftige Impulse durch diese Edition erhalten möge. An mehreren literaturwissenschaftlichen Instituten werden mittlerweile im Grundkurs Hans-Bernhard-Weltek-Einführungsseminare angeboten. Und auch die Politik konnte sich dem Urteil der Wissenschaftler nicht dauerhaft verschließen. Im Jahr 2012 beschloss die Kultusministerkonferenz einstimmig, das Gedicht »Von der Zuversicht der Hühner« in den Literaturkanon der Oberstufe aufzunehmen. Mit Stolz kann ich außerdem von Fortschritten bei der Entschlüsselung des Gedichtes »Der Tiger von Osnabrück« berichten. Umfangreiche Veröffentlichungen darüber stehen kurz vor der Offenlegung.

Bis heute bin ich dem Schicksal überaus dankbar, welches mich im Sommer 2011 zu Hans-Bernhard Welteks Tagebuch führte. Möge es uns eines Tages gelingen, so tief in das lyrische Phänomen »Hans-Bernhard Weltek« einzudringen, dass wir letzthin begreifen können, was das Weltek'sche Vermächtnis an uns eigentlich ausmacht.

Wie es dieser überragende Poet und Prosaist so treffend formulierte: »Wenn alles im Leben so einfach wäre wie das Tragen von Masken, wir Menschen wären erlöster und glücklicher.«

(Christoph Meissner-Spannaus)



Finder Christoph Meissner-Spannaus (links) bei Recherchen in den Mecklenburger Sümpfen

## Vorwort des Chefrestaurateurs

Was uns damals der Verlag Rote Zahlen zur Restaurierung vorlegte, war – ich sage das ganz offen – weniger als eine Ruine. Die Arbeit an diesem »Manuskript« war eine der schwierigsten meiner Laufbahn. Eine echte Herausforderung. Der Zustand des Fundstücks bei der Einlieferung war bedenklich. Auch bedrohlich, nebenbei gemerkt, jedenfalls für mich.

Ich bin ja einiges gewohnt, Werke und Machwerke in jedem Zustand, da schreckt mich so leicht nichts, man wahrt professionelle Distanz. Handschuhe und Abzugshauben bewahren einen vor dem Schlimmsten. Olfaktorisch und auch haptisch. Akustisch habe ich ja selten mit Problemen zu kämpfen, Ohrenstöpsel helfen in den ganz schlimmen Fällen, meist genügt mein Röhrenradio. Aber hier war schon optisch fast das Limit des Erträglichen erreicht. Am Schlimmsten war die Verpackung, die aus zahlreichen verwarzten Plastiktüten bestand, und alle mussten zunächst vorsorglich aufbewahrt werden, bis klar war, dass sie nachträglich beigefügt worden waren und mit dem eigentlichen Artefakt wenig zu tun hatten. Bewirkt hatten sie aber eine gefährliche Koagulation, fast irreversibel (siehe Abb. 1)

Angesichts dieses Zustands traten mir die Tränen in die Augen, allerdings, wie mein Arzt mir versicherte, lag das wohl mehr an den freiwerdenden Sumpfdotterblütenpollen. Gegen die bin ich noch heute allergisch. Als wir dann versuchten, die einzelnen Seiten voneinander zu lösen, trat noch ein gustatorisches Problem hinzu. Auch das hatte ich in meiner Laufbahn so noch nicht erlebt. Dieser Geschmack nach Sumpf, Moder, altem Mehl, stark salzig auch, nun, es gibt ja Menschen, die das mögen, Single-Malt-Trinker beispielsweise, die ganz hartgesottenen. Wir mussten ja Geschmacksproben nehmen, die klebrige Substanz zwischen den Seiten ließ sich mit technischen Mitteln nicht ausreichend identifizieren, da half dann nur die Heranziehung alter Kulturtechniken. Ist ja fast vergessen inzwischen, das Belecken von Papier. Junge Menschen haben da keine Erfahrung, man muss auch wissen, in welchen Fällen, bei welchem Papier das überhaupt ohne Schäden möglich ist. Ich habe es dann gewagt, wagen müssen, bei einem solchen Kulturgut muss man gegen sich selbst rücksichtslos sein. Gott sei Dank war schon nach einem vorsichtigen ersten Anlecken an unauffälliger Stelle alles klar. Aufgeweichte alte Salzstangen, das war die Grundsubstanz. Schwer zu entfernen, aber nicht unmöglich. Da hatte ich schon wertvolle Erfahrungen bei der Arbeit an alten Ratgebern für die gelungene Veranstaltung einer Party gesammelt, auch die frühen Dr.-Oetker-Kochbücher mit ihrer klebrigen Melange aus Salzstangebrei und Toast-Hawaii-Schmelzkäse hatten wir ja bereits bewältigt.

Die entfernten Substanzen haben wir inzwischen auch interessierten Wissenschaftlern und den Labors der Linguisten und Lingualisten zur Verfügung gestellt. Nach Monaten harter Arbeit war es dann geschafft.

Großen Dank schulden wir dabei den Restauratoren der Bestände des Kölner Stadtarchivs und der Herzogin Anna Amalia Bibliothek. Dort unterbrach man sofort die Arbeit, um uns mit Rat und Tat beiseite zu stehen.

Man muss nicht so weit gehen wie der frühemeritierte Spezialist für weibliche Kadenz, Prof. Hufnagel, der sagte, dass die Katastrophen von Köln und Weimar nur geschehen seien, um ausreichend ausgebildete Fachleute zur Wiederherstellung des Weltek-Manuskripts hervorzubringen. Aber ohne diese Expertise wäre die eine oder andere Seite des Manuskripts sicher für immer verloren gewesen. Nicht auszudenken!

Auch ist meinen unermüdlichen Mitarbeitern zu danken, besonders unserem Eliminator, Herrn E. Beirg. Ihn hat die Arbeit an dem Werk allerdings sehr aufgerieben, vor allem, als er durch langwierige Reihenuntersuchungen herauszufinden suchte, mit welchem Single-Malt-Whiskey des schottischen Hochmoors der Geschmack der Weltek-Papiere exakt übereinstimmt. Er befindet sich aber schon auf dem Weg der Besserung, und ich hoffe, dass er bald wieder aus der Betty-Ford-Klinik Bad Brückenau entlassen werden kann.

Wir können, denke ich, stolz sein. Ein großes Werk ist gerettet.

(Prof. Dr. Dr. h.c. Heinrich Schramm)



*Abb. 1: Zustand des Manuskripts, wie es von Christoph Meissner-Spannaus im Institut eingeliefert wurde.*



*Abb. 2: Das Manuskript nach der Restaurierung.*



*Abb. 3: Prof. Dr. Dr. h.c. Heinrich Schramm (vorne, ohne Schulterklappen) bearbeitet unrestaurierte Manuskriptseiten (looking-at-things-Methode)*

Vorwort Frau Prof. Dr. G. Retchen-Darloni

(Leiterin des Instituts für Endmuränenforschung, Fachhochschule für Histologie und Sumpfkunde, Neuwendischhagen)

Die Mecklenburger Sumpflandschaft ist Ovulation und Mekka der Endmuränenforschung zugleich. Wurden doch hier Anfang des 20. Jahrhunderts von Lyrozähnforschern die ersten Hinweise auf diese scheue Spezies gefunden (siehe Abb. 4).



*Abb. 4: Mecklenburger Sumpflandschaft, vorne rechts unten ein versteinertes Endmuränenei kurz vor dem Schalendurchbruch*

Und jetzt wurde aus eben diesem Gebiet ein ähnlich sensationeller Fund gemeldet: Das Originalmanuskript des Tagebuchs von Hans-Bernhard Weltek, für die Literaturwissenschaft in etwa so bedeutungsvoll wie der Fund der Qumranschriften am Toten Meer für die Religionswissenschaft. Schon bald nach dem überraschenden Manuskriptfund stellte sich natürlich die Frage: War Hans-Bernhard Weltek über den Stand der Endmuränenforschung im Bilde, als er sich in das Kloster Panaritium begab? Wusste er, dass die Endmuräne (*Poiopiscis Makroglottis Subcommunalis*) ein Tier ist, dessen Stammbaum bis ins frühe präevolutionäre Lyrozahn zurückreicht? War ihm die bemerkenswert hohe Körpertemperatur der Endmuränen bekannt? Ausgewachsene Exemplare, vor allem männliche, können bis zu 96° heiß werden und sind daher von der Frühzeit bis zu ihrem Aussterben nie domestiziert worden (Brandblasen!!) Endmuränen laichen wegen der hohen Eigenwärme bevorzugt an intakten Gletscherrändern, wo klimawandelbedingte Abschmelze und Eisnachschub noch ausbalanciert sind, denn nur in glaceologisch ausgewogenem Umfeld bleiben die Endmuräneneier (Durchmesser ca. 83-87 cm) mit den kostbaren Muränennachwuchsembryonen randstabil, während sie sich in spiralförmigen Schlierenmustern gemächlich talwärts zu den Schlüpfplätzen bewegen. Die hochkomplexen schlierenförmigen Spiralbewegungen des Muränenlaichs bewirken u.a. auch, dass vom Gletscher ausgeschiedene Schmelztaige sich als Nähr- und Schutzhülle um die Eier legen. Außerdem wird vermutet, dass diese Bewegungsmuster der Kommunikation des Laichs mit dem Muttertier dienen (vgl. die berühmten Slip'n'Slide'n'Talk-Experimente von Rosenzahn & Luschnik, 1957). Nach etwa 700 Jahren Wanderzeit im Ei schlüpfen die Endmuränenjungen als Satzendumränen, indem sie sich mittels ihrer klauenbewehrten rechten Vorderpfotenverse aus den Eihüllen befreien. Der Schalendurchbruch wird meist recht schnell (12-14 Wochen) und komplikationslos vollzogen, nur selten sind schlüpfbedingte Deformationen bei Jungmuränen zu verzeichnen. Sofort nach dem Schlüpfen pumpen sich die prachtvoll azuritgrau und granitgelb karierten Muränenküken mit einigen tiefen Atemzügen ordentlich auf und fliegen, wohlgenährt und jugendstark wie sie sind, sofort das nächstgelegene Literaturforum an, um einen passenden Paarungspartner zu finden. Balz und Paarung der Endmuränen folgen einer Matrix außerordentlich diffiziler Kommunikations- und Interaktionsprozesse, auf die hier aus Platzmangel nicht weiter eingegangen werden kann. Das in Form von sogenannten Laichknubbeln am Gletscherrand zurückbleibende Eirestmateriale wird in der Regel vom Schmelzwasser des Gletschers zu Tal gespült und dort ganz unkompliziert in die jeweiligen Nahrungsketten integriert. Die Ausscheidungen der Endmuränen, vor allem die der frisch geschlüpften Satzendumränen, sind schwer verdaulich und überdies leider meist hochgradig kontaminiert mit Schlechtpoesiemilben der Familie *Rucolyra Falsa*, so dass es an den von Satzendumränen bevorzugten Aufenthaltsorten (Literaturforen; s.o.) zu zersetzlichen Ausscheidungshaufenbildungen kommen kann, die den Steuerzahler viel Geld kosten, weil sie von Kammerjägern fachmännisch entsorgt werden müssen. Zudem treten nicht selten bei den von Satzendumränen heimgesuchten Literaturforenorganismen

Sekundärinfektionen mit Candida Ridens-Pilzen auf, welche ernstzunehmende Juck- und/oder Brechreizattacken verursachen können. Hier wird guter Rat dann wirklich teuer!  
Zur Pilz- und Milben-Prophylaxe werden von Poioipiscisexperten konsequente Hygienemaßnahmen (auch extinktiver Art) am Forenkörper empfohlen. In eher euphemistisch orientierten, kulturell gehobenen Kreisen bezeichnet man den Endmuränenkot als »Lyrik« oder »Poesie«, in mehr prekären Schichten spricht man – eigentlich nicht weniger euphemistisch – von »dem Zeugs da«.  
Selbst wenn Hans-Bernhard Weltek dies alles unbekannt gewesen sein sollte – die Endmuränengesänge müssen ihm vertraut gewesen sein! Die Anklage an die rhythmische Struktur der Gesänge sind in seinen Gedichten überdeutlich, auch spricht das Verhältnis von Vokalen und Konsonanten eine eindeutige Sprache. Hier sind dringend Forschungen der Fachbereiche Literaturwissenschaften, Linguistik und Mediävistik gefragt!  
Anfügen möchte ich noch ein Schreiben der leider bereits 1969 verstorbenen Margret von dem Güldenmund, das sie mir kurz vor ihrem Tod zugeschickt hat. Äußerst bemerkenswert dabei die Formulierung »inzwischen leider fast (sic!) ausgestorbenen Großtiere«! Allen seriösen Quellen zufolge wurde nämlich die letzte lebende Muräne, eine sogenannte Stauchmuräne, 1912 nördlich von Remplin gesichtet (deshalb, und infolge der regionalen Lautverschiebung um 1952, heißt das Gebiet dort »Stauchmoräne«). Das Schreiben von Freifrau von dem Güldenmund lässt aber nur den Schluss zu, dass 1969 noch Exemplare in der freien Wildbahn zu sehen gewesen sein müssen. Dafür gibt es allerdings keinen weiteren Beleg.  
Hier das Schreiben:

*Es ist mir Wunsch und dringendes Bedürfnis, ausdrücklich auf die bemerkenswerten Charaktereigenschaften dieser sagenumwobenen, inzwischen leider fast ausgestorbenen Großtiere hinzuweisen, deren grobschlächtig-bizarre, bisweilen auch geradezu clownesk-schrille äußere Erscheinung oberflächlichen Beobachtern wohl die zarten, empfindsamen, fein schwingenden Seelenkräfte sowie auch das herzlich-achtsame, warm strahlende Gefühlsleben, ja, das ganze von Aufrichtigkeit, Lebensklugheit und steter Freundlichkeit durchdrungene, helle Endmuränenwesen verbergen mag!*  
*Endmuränen zeichnen sich aus nicht allein durch ungewöhnliche Sanftmut und Friedfertigkeit, sondern auch durch gemütvoll-künstlerische Neigungen, literarische und bildnerische Begabung bis hin zur Genialität im Ausdruck; vor allem aber eignet ihnen gewöhnlich eine hohe Musikalität, häufig gepaart mit bezaubernd schöner Singstimme.*  
*So unglaublich dies erscheint – in unseren Archiven hüten wir Dokumente, bewegende Zeugnisse, welche davon berichten, wie ganze Dorfgemeinschaften über viele Generationen hinweg zu einzelnen Endmuränen in freundschaftlichem Kontakt standen, und wie diese großmütigen, starken Tiere jahrhundertlang allabendlich Jung und Alt mit ihrem betörenden Gesang erfreuten (Endmuränen singen bevorzugt in der Dämmerung und/oder nachts!).*  
*Meine eigene Großmutter väterlicherseits, ich sage dies nicht ohne Stolz!, die Wykontessa Ryzarina, machte es sich zur Lebensaufgabe, die Gesänge der golgochischen Endmuränen zu studieren und aufzuschreiben.*  
*Weiter unten im Anhang ein Faksimile Ihrer Handschrift, das ich Ihnen gerne für weitere Studien übergeben möchte. Es handelt sich um ein sogenanntes Sehnsuchtslied von wehmütig-reflexivem Charakter und melodiös-anrührendem Timbre, durchweht auch von einer Anmutung demütig milder, dennoch schonungsloser, tiefgründiger Altersweisheit, wie sie vom Menschen oft nicht erlangt werden kann.*  
*In der kühnen Hoffnung, die Endmuränenforschung hiermit um einen neuen Aspekt bereichert zu haben, verbleibe ich mit herzlichen Grüßen sowie den allerbesten Wünschen für Ihre weiteren wissenschaftlichen Bemühungen.*  
*Ihre Margret Freifrau von dem Güldenmund*  
*Gut Mohrhüttenhof*  
*Anhang »Sehnsuchtslied«:*

als Lied der Deutschen.

Deutschland, deutsches Vaterland,  
über alle in der Welt,  
Wenn es steht zu Recht und Recht,  
Brüderlich zusammen steht,  
Den der Mord hat an die Mauer,  
Den der (H) hat an die Ball -  
deutschland, deutsches Vaterland,  
über alle in der Welt!

deutsche Nation, deutsche Nation,  
deutsche Nation und deutsche Nation  
Vollkommen in der Welt bestehen  
Ehren ohne einen Abgang,  
Und zu aller Zeit begeistern  
Unsere Jugend Leben bring -  
deutsche Nation, deutsche Nation,  
deutsche Nation und deutsche Nation!

Freiheit und Recht und Gerechtigkeit  
hier ist deutsches Vaterland!  
Nun ist es mit allen Problemen  
Brüderlich mit Herz und Hand!  
Freiheit und Recht und Gerechtigkeit  
Dies ist deutsches Vaterland -  
Blut im Kampf nicht Blut,  
deutsche Nation Vaterland!

Soweit das Gildenmundsche Schreiben. Abschließend sei mir an dieser Stelle noch gestattet, auf meine gemeinsam mit Herrn Privatdozent Dr. rer. Iyr. J. Ochen (Esq.) verfasste Streitschrift »Aufruf zur Rettung der anachronistischen Historizität des ästhetischen Artefakts und seiner Spielräume im Wandel der Zeiten« hinzuweisen. Dr. J. Ochen, Lyrozähnforscher und Textbrockengutachter von internationaler Reputation, erläutert in seinem lebendig geschriebenen Beitrag »Vom stürmenden Drängen der Sprache« auf sehr anschauliche und überzeugende Weise das Wesen der Lyrozähnlyrik im Allgemeinen, sowie auch besonders die Unterschiede zwischen Sturmium und Drangium im Sinne einer gattungsspezifischen Differentialdefinition. Im Anhang der Streitschrift finden praktisch interessierte Leser eine kleine, vielseitig verwendbare Auswahl klassischer Drangium-Gedichte, welche ausnahmslos dem beim Publikum so beliebten Reim-muss-Seim-Schema folgen. Dr. Ochen analysiert zur Zeit die Konsonantenmatrix der Weltekschen Schrift. Seinen Forschungsergebnissen sieht nicht nur die Fachwelt mit Spannung entgegen.

## **Interview mit Peter-Georg Hadenloh**

(Wir danken dem Mecklenburgisch-Ostseeischer Landesanzeiger (MOLaz) für die freundliche Abdruckgenehmigung.)

**MOLaz:** Herr Hadenloh, Ihr Gutshof liegt unweit des Klosters Panaritium. Sie sind also gewissermaßen ein Kenner der Verhältnisse dort.

**P-G. H.:** Nein.

**MOLaz:** Aber Sie kennen das Kloster?

**P-G. H.:** Nein.

**MOLaz.:** Erstaunlich. Schließlich sind es von Ihrem Hof bis zum Kloster kaum mehr als fünf Kilometer.

**P-G. H.:** Ach.

**MOLaz.:** Kommen wir zu einer anderen Frage. Die Hadenlohs gehören hier in den Sümpfen ja zu den ältesten Familien. Ihr Stammbaum lässt sich weit zurückverfolgen, bis vor die Zeit des Schwertbrüderordens und Bernhard von Paderborn. Was wurde denn bei Ihnen über die ausgestorbenen Endmuränen tradiert, als oral history gewissermaßen?

**P-G. H.:** Nix.

**MOLaz.:** Aber von dem sensationellen Manuskriptfund haben Sie schon gehört, oder? Das hat ja immerhin weltweit Furore gemacht und wird sicher den Tourismus hier fördern. Vielleicht haben Sie sogar eines der aufgefundenen Gedichte von Hans-Bernhard Weltek schon gelesen?

**P-G. H.:** Gedichte ...? Tja, ich sag mal so: Da hat man natürlich in der Schule, aber sonst, also im Alltag ... Ich bin ja Schweinemäster. Und Züchter. Da hat man genug um die Ohren. Vorschriften hier, Kontrollen da, und die Konkurrenz schläft auch nicht. Und dann Brüssel, sag ich nur. Jetzt wollen die auch noch das Kastrieren verbieten. Na, viel Spaß. Eberfleisch stinkt nämlich. Aber von sowas haben die Bürohengste da ja keine Ahnung. Die Schwänze soll ich auch nicht mehr kupieren dürfen. Dabei beißen die sich die gegenseitig ab. Und dann ist das Geschrei groß, wenn die Tiere mit blutigem Arsch, also Hinterteil, sag ich mal. Aber Gedichte ... also da ist einfach keine Zeit für.

**MOLaz.:** Wir danken Ihnen für das Gespräch, Herr Hadenloh.

**P-G. H.:** Da nich für ...

## **Vorwort von Pastor Matthias Keer**

(z. Z. des Weltek-Tagebuchs Kandidat des Predigtamtes in der Lutherkirche Groß-Moorhütten und Leiter des Literaturzirkels »Der Buchstabenhain«)

Weltek und Gott: Ein weites Feld, aber ein fruchtbares. Noch immer nur mit unzureichenden Hilfsmitteln beackert, um im Bild zu bleiben. Mit Hacke und Sichel statt mir Scheibenegge und Mähdrescher. Harte Arbeit für uns alle, ich habe es gleich erkannt, als man mir ein Vorabexemplar zur Verfügung stellte. Aber anders geht es nicht, zu groß die Gefahr sonst, zarteste Sprossen der Erkenntnis zu übersehen, die zukünftigen Generationen noch geistiges Manna sein werden. Hier hilft uns der Ausspruch über Edom: »Aus Seir ruft man mir zu: Wächter, wie lange noch dauert die Nacht? Der Wächter antwortet: Es kommt der Morgen, es kommt auch die Nacht. Wenn ihr fragen wollt, kommt wieder, und fragt!« (Jesaja 21:11-12) Wer wüsste diese Sätze auszudeuten? Ihnen, wie dem Werk Welteks, kann man sich nur durch geistige Belagerung nähern, Tag um Tag, Nacht um Nacht. Besonders nachts, wenn uns im Traum die immer neuen Fragen bedrängen: Was soll mir das? Was ist das? Wo ist meine Lesebrille?

An uns liegt es, die richtigen Fragen zu stellen, die Antworten verbergen sich in diesem Werk. Manchmal auch darunter, wie die Lesebrille.

So vergeht mir kein Tag, an dem ich nicht neue Kraft aus diesem Werk ziehe. Und dies ist nur denkbar, ja möglich, weil es der Autor – Schöpfer wäre hier und an dieser Stelle verfehlt und missverständlich – verstanden hat, die Überfülle seiner sicher durch lange Exerzitien gereiften lichten Momente trefflich in prägnanten Bildern zu komprimieren, die auch mir, euch, uns allen helfen werden, zum Licht zu finden.

## Vorwort des Literaturagenten

Es war ein Tag wie jeder andere, ein sonniger Dienstagmorgen, und ich saß wie immer bei einem Glas Wein auf meiner Terrasse – Literaturagenten haben ja wenig zu tun, ihre gesamte Tätigkeit beschränkt sich darauf, von Zeit zu Zeit einen Verleger auf *dessen* Terrasse anzurufen. Nichts wies auf das Kommende hin. Nichts deutete an, dass sich an diesem Tag mein ganzes Leben von Grund auf ändern würde. Gegen zehn servierte meine Frau ein fluffiges Rührei, stellte eine neue Flasche Riesling auf den Tisch, nahm die geleerte Flasche mit ins Haus und widmete sich dort wieder wem oder was auch immer.

Da plötzlich – aber halt, nein, ich will nichts dramatisieren! Ich will einfach erzählen, wie es war: Ein Mann wurde von meiner Frau auf die Terrasse geführt, stellte sich mir als Christoph Meissner-Spannaus vor (kurioses Pseudonym, dachte ich, aber nicht schlecht!) und sprach dann lange über irgendein Manuskript.

Bei dem Wort »Manuskript« schalte ich ab; ich wäre ein schlechter Literaturagent, täte ich das nicht. Es gibt einfach zuviel »Manuskript« auf der Welt. Jeder Schreibfähige unter den sieben Milliarden Menschen auf diesem Globus hat ein Manuskript in der Schublade liegen. Der schreibunfähige Rest hat mindestens eines im Kopf.

Ich trank den Riesling, aß das Rührei, und tat, was ich den Azubis im Literaturagentengeschäft als erstes beibringe: Ich blickte von Zeit zu Zeit diesen Meissner-Spannaus skeptisch an, sagte von Zeit zu Zeit: »Meinen Sie wirklich?«, und dachte ansonsten an Barbara. Ich hatte sie am Abend zuvor bei einer Vernissage kennengelernt, prickelnde neunzehn, zwanzig, einundzwanzig Jahre alt, die Schönheit ihres Gesichts hatte mich getroffen wie ein Güterzug, ihr Körper war gebaut wie eine Erzählung von Raymond Carver, und sie trank.

Ich wusste: Irgendwann würde der Alkohol diesen wunderbaren Körper zerstören. Aber ich wusste gleichzeitig: Nur der Alkohol würde mir einen Zugang zu diesem Wunderwesen beschaffen. Ich war einfach zu fett und zu alt und zu verheiratet, als dass ich bei solchen Frauen noch eine Chance gehabt hätte. Ich schenkte also immer wieder nach, und schließlich landeten wir bei Giro, meinem Lieblingsitaliener, da war sie schon fast hinüber, aber Giro schaffte es, sie mit seinen Spaghetti aglio e olio und ein paar Scampi wieder zu stabilisieren, ohne dass sie nüchtern wurde. Ich liebe diesen Koch! Obwohl er Italiener ist.

Eine dreiviertel Stunde später haben wir dann kichernd im Hotel »Zum alten Torfstecher« eingeecheckt, und eine viertel Stunde später war ich im Paradies! Echt und wirklich im Paradies! Meine Frau ist sehr Anfang Fünfzig, hat sich aber ganz gut gehalten und sieht schon nach der ersten Flasche Champagner aus wie das blühende Leben. Als sie damals aber zum dritten Mal auf die Terrasse kam, war sie kalkweiß im Gesicht und überhaupt ziemlich unansehnlich. Außerdem krächzte sie beim Sprechen. »Dieses, dieses« – sie machte eine Pause und krächzte dann kursiv weiter – »dieses Wesen hier behauptet, dass Du mit ihr ein neues Leben anfangen willst. Wem hast Du denn da bloß unsere Adresse gegeben?!«

Dann trat das »Wesen« auf die Terrasse und es war Barbara. Wieder traf mich der Güterzug. »Hallo, Schatzi«, sagte sie nur. Mehr nicht. Und wenn ich es nicht am Gesicht meiner Frau erkannt hätte, am Pochen meines Herzens erkannte ich es sofort: Sie ist es! Mit ihr werde ich den Rest ihres Lebens verbringen!

Das Weitere ist schnell erzählt: Ich musste diesen Meissner-Spannaus loszuwerden, einfach wegschicken konnte ich ihn aber nicht, Manuskriptträger, die man einfach wegschickt, werden meistens rabiat und das dauert: Gebrüll, Tätlichkeiten, die Nachbarn mischen sich ein, Polizei, stundenlanges Warten auf der Wache, also habe ich den Verleger Griebe auf seiner Terrasse angerufen, Inhaber vom Verlag Rote Zahlen, macht in Lyrik, totgeborenes Kind also, der ist immer froh, wenn man ihm ein Häppchen hinschmeißt.

Später wurde ich einigermaßen glimpflich geschieden, und hatte eine traumhaft schöne, manchmal auch sehr anspruchsvolle Zeit in meinem Haus auf Fuerte mit Barbara, die ich heutzutage immer wieder gerne in der Betty-Ford-Klinik Bad Brückenau besuche.

(Frank Meyer)

## Vorwort des Verlegers

Der Anruf von Frank Meyer erwischte mich kalt, auf der Terrasse, es war frühmorgens elf Uhr, ein Donnerstag glaube ich, tags zuvor hatte ich hunderten Menschen den neuen Lyrikband »Poesiefeldambulanzen« auf facebook vorgestellt, danach das Ereignis gebührend mit einer Flasche Laphroaig gefeiert, dessen sumpfig-torfig-salziger Geschmack fast keinemans Sache ist, und den ich deshalb immer ganz alleine austrinken muss – ich lag also auf der Terrasse, da nervte und nervte und nervte mein Handy, bis ich aufgab, ran ging, und die erschreckend muntere Stimme von wem hörte? Von Gott. Bürgerlich Frank Meyer. Literaturagent und damit für den Untergang oder kometenhaften Aufstieg zahlreicher Verlage verantwortlich.

Er sagte, er wolle seine Frau verlassen. Offenbar wegen einer Jüngerin. Oder wegen eines Jüngerin. Eines gewissen Meissner-Spannaus. Ich habe das nicht richtig verstanden. Was mich elektrisierte, war, dass ein Tycoon wie Frank Meyer mich anrief.

Tags zuvor war mir das Leben noch banal, langweilig, voraussehbar erschienen. Nein, nicht nur erschienen: Es war banal, langweilig und voraussehbar. Öde, öde, öde. Und gleichzeitig spannend. Meine Frau schreit mich fortwährend an, die Kinder schreien auch, der Vermieter droht mit Kündigung, die Bank auch, das Schlimmste aber: Der Laphroaig-Lieferant schickt Briefe – Briefe! – keine Mails! – in denen die erste Zeile lautet: Letzte Mahnung.

Dann der Anruf: Frank Meyer, *der* Frank Meyer!

Ich wollte ins Haus, die Terrassentür war verschlossen, also klopfte ich gegen die Scheibe, bis meine Frau mich schließlich hineinließ, wobei sie absichtlich auf meine Hand trat, ich steckte das weg, duschte und kurz danach klingelte es an der Tür. Es war dieser Mensch, dessen Namen ich mir nicht gemerkt hatte, den aber Frank Meyer geschickt hatte. Zu mir!

Der Anblick von Autoren, mehr noch von Autorinnen, erzeugt bei mir immer ein Gefühl, als hätte ich etwas Schlechtschmeckendes im Mund. Es gibt einfach zuviel Schreibende auf der Welt. Aber der Mann, der da jetzt vor mir stand, war gar kein Autor. Er hatte nur ein Manuskript gefunden, das er merkwürdiger Weise in einer schnöden Plastiktüte bei sich trug. Entsetzlich dann aber, als er dieses »Manuskript« hervorholte und auf den Tisch legte! Meine Frau und ich fahren jedes Jahr für zwei Wochen auf die schottische Insel Islay. Sie wandert, ich besuche die Firmen Laphroaig, Lagavulin und Co. Bei einer dieser Fahrten hatten wir nun einen Brotteig, einen Hefeteig in unserer Küche vergessen. Als wir zurückkamen ... Kurz: An diesen Teig erinnerte mich, was da aus der Plastiktüte ans Tageslicht kam. Aber schon nach drei spitzfingerig umgeblätterten und angewiderten Augen gelesenen Seiten wußte ich: Das ist Weltliteratur! Ist, worauf alle – Intellektuelle, Angestellte und das Prekariat – seit dem Ende der Weimarer Republik gewartet hatten! Ist ein Bestseller!

Natürlich musste dem Ding ein reißerischer Titel verpasst werden. Und natürlich musste Sex dabei eine Rolle spielen. Weder das Prekariat, noch die Angestellten und schon gar nicht die Intellektuellen würden das Buch sonst jemals anfassen. Wer das nicht aus den SPIEGEL-Bestsellerlisten der letzten Jahrzehnte gelernt hatte, sollte sich nicht mit Büchern beschäftigen. Ich war mir aber sicher: Wer auch nur die ersten Seiten las, war unweigerlich dazu verdammt, weiterlesen zu müssen. Und ich hatte Recht.

Die Veröffentlichung der Weltek-Manuskripte war der Durchbruch für den Verlag Rote Zahlen. Viele haben gelacht, als ich den Verlag gegründet habe. Ich glaube nicht, dass die Gegner, die damals noch gelacht haben, heute auch noch lachen.

Dank des »Weltek«-Erfolges habe ich mittlerweile das Privileg, jene Autoren und Autorinnen ablehnen zu können, die bei mir das Gefühl erzeugen, etwas Schlechtschmeckendes im Mund zu haben. Alle also.

Und wenn mir mein Verlagsmanager an meinem Aufenthaltsort – es ist die Betty-Ford-Klinik Bad Brückenau – wöchentlich die neuesten Zahlen vorlegt, weiß ich: Das ist gut so.

(Hans-Joachim Griebe)

Hans-Bernhard Weltek  
Mein Tagebuch

**MÄRZ**

12. März 2010

Alles stürzt auf mich ein. Wie aus höchsten Höhen. Ganz tief unten ich. Die Wirklichkeit weht mir übers Gesicht, als wüsste sie, dass es mir nicht gut geht.

Immer alles gegeben. Nur für andere eingesetzt. Tagtäglich die Finger krumm gebuckelt bis zum abwinken. Nie Lohn eingefordert. Nur das Paradies im Blick. Das sollte mir reichen. Vorerst. Habe zu viel gegeben. In vier Literaturforen parallel missioniert. Habe einige Menschen erreichen können. Meine Gottesfreude wird schlierig. Energie fehlt. Mein Ich im Desaster. Meine Seele fühlt sich löchrig. Und noch immer kein Anruf vom Kloster St. Panaritium

13. März 2010

Gerate ins Grübeln. Weiß aber nicht worüber. Seltsames Gefühl. Versuche mich lyrisch zu entspannen. Nichts geht. Kloster St. Panaritium hat sich nicht gemeldet.

14. März 2010

Seit drei Tagen kein Gedicht mehr geschrieben. Würde gern ein Frühlingsgedicht verfassen. Keinen Einstieg ins Thema gefunden. Fühle mich kahlastig.

15. März 2010

Anruf von Libkowsky: Braucht mein Schulungshaus »Weltek-Seminar« für ein Treffen mit seinen alten Kameraden. Lasse mich überreden. Die Teilnehmer meines letzten Seminares, Petrjew Sogunaz und Chuo Si Ling haben vorzeitig abgebrochen. irgend etwas verwechselt mit Arbeitsamt, Bewerbungsschulung, Eingliederungsmaßnahme ... Haus gegenüber.

Habe mit ihnen Ostereier ausgeblasen. Zwischendurch Lieder zur Gitarre.

Hätte ihnen noch viel erklären können. Das Leben und viele andere wichtige Dinge. Am Nachmittag, als ich ihnen die Schmerzen der Wundmale Jesu begreiflich machen wollte, flüchteten sie. Sprung aus dem Fenster. Erster Stock. Weg. Rannten noch den Briefträger um. Der musste ins Krankenhaus. Wieder keine Post. Habe die Posttasche durchwühlt.

Das heißt: Keine neue Anmeldung für mein Seminar: »Der Frühling bricht uns Hoffnung – wie lichter Schein durchs Unterholz. Befreites Denken im Hier und Miteinander«. Ein guter Titel ist der halbe Umfang. Die andere Hälfte ist Anlocken.

Bin zu ausgewungen, um noch lauter auf der Werbetrommel zu manövrieren.

Bälle flach und Netz geschlossen halten. Das ist die bittere Wahrheit.

Ich muss an mich denken. Neue Kräfte an Land angeln.

16. März 2010

Der Durchbruch. Habe mich entschlossen. Kann wieder breitbeinig durchatmen.

Dem Himmel sei Dank.

Kann wieder schreiben. Ein sehr persönliches Gedicht:

### **TIEFENINSPEKTION**

Mein Leben kommt mir vor  
wie eine leere  
Porzellanschüssel.  
Verzweifelt suchen  
die Gierigen nach Nahrung  
in ihr,  
saugen sich  
fest, verzweifelnd, doch ich,  
die Schüssel, bin leer  
und glatt. Sie fallen und rutschen,

die Hilflosen, die mich Brauchenden,  
doch ich bin leer,  
gänzlich. Leergebuckelt  
für Mitmenschen in Not.  
Nun muss ich selbst um Füllung  
flehen. Dass sich mein Porzellan  
füllt zum Segen für andere.

16. März 2010

Endlich Anruf vom Kloster St. Panaritium: Übermorgen startet dreiwöchiger Meditations-Workshop.

»Stille. Ruhe. Einkehr. Der Weg zum Ich, das Ich als Weg. Sinnkrisen meistern. Das innere Kind an der eigenen Nase fassen. Vorträge und Übungen. (Spendenmöglichkeiten vorhanden)«  
Fand das Thema sehr ansprechend. Internationale Dozenten. Gruppenstärke acht Personen. Einzelzimmer im Klosterbereich. Ich glaube, ich habe richtig entschieden.  
Auch keine Bettwäsche. Wird gestellt.  
Werde vorab diese Nacht fasten. Bis zum Frühstück. Einstellung ist alles. Und Selbstdisziplin. Ich komme.

17. März 2010 – 8.45 Uhr.

Ankunft im Kloster St. Panaritium. Schön gelegen. In den Mecklenburger Sümpfen.



*Abb. 5: Die Mecklenburger Sümpfe*

Pater Kilian liest die Hausordnung vor. Wir sind zu dritt. Ich und zwei Fremde.  
Bin immer noch sehr aufgeregt. Das legt sich. Hoffentlich.  
Die Glocke zur Vesper läutet. Einer der Fremden geht in die Knie. Kann nicht so lang stehen.  
Behauptet er. Angeblich. Pater Kilian meint, hier beginne der Glaube. In diesem Fall allerdings glaube er ihm nicht. Beine sind zum Stehen, der Kopf zum Denken und ansonsten Basta. Ohne Anstrengung keine Entspannung. Raus. Drei Wochen Ich-Seminar, kein Pappenstielcken.  
Taschenlampe, Notbrot und ab hinaus in die Sümpfe. Wir sind kein KK, sagt Pater Kilian [KK=Kuschelkloster]. Also nur noch zu zweit. Der andere heißt Kaschubke. Schon etwas älter.  
Großer weiter Mantel. Jede Menge leere Tüten und Taschen dabei. Respekt: arm und bedürfnislos.  
Hier bin ich richtig. Moral und Durchhaltevermögen.

18. März 2010

Gegen 10 Uhr werden wir in unsere Zellen geführt. Band 3 der Hausordnung kommt später, sagt Kilian. Er habe nur eine Nacht für die theoretische Unterweisung. Praktische Übungen zur Hausordnung auch später. Das Ich-Seminar sei stark verdichtet. Wenig Zeit.  
Wir duzen uns. Hier im Seminar alles Brüder, sagt Kilian.  
Schwestern noch keine. Kommen noch, sagt Kilian.  
Die Wichtigkeit einer guten Hausordnung hämmert in meinem Kopf. Ich muss die Erkenntnis lyrisch verarbeiten.

## **DIE INNERE ORDNUNG**

Wir werden geboren

aus den Leibern von  
Frauen, die uns zu Müttern werden.  
Entsprungen am Tag der Geburt,  
an geraden wie an ungeraden Tagen.  
Daran halten wir uns.  
Das ist die innere Ordnung.

Dann wachsen uns Haare und Nägel,  
ein ganzes Leben lang,  
wild durcheinander,  
und wir zählen die Tage,  
vergleichen die Jahreszeiten  
oder schreiben Gedichte.  
Das ist die innere Ordnung.

Wir zählen alles:  
Blaumeisen, Traktoren, Waschmaschinen,  
und wir erzählen davon.  
Auch das ist wichtig.  
Später fallen die Zähne  
und dann fallen wir,  
wenn wir nicht aufpassen,  
ein für allemal.  
Das ist die innere Ordnung.

Das ist es. Die innere Ordnung. Meine Zelle: sehr übersichtlich. Tisch, Stuhl und Bett mit Bettwäsche. Wie verabredet. Werde das Gedicht Pater Kilian widmen. Feiner Mann, der Kilian. In zwanzig Minuten Treffen aller Seminarteilnehmer. Bin sehr gespannt. Kann vielleicht helfen. Das eine oder andere Gedicht zum Vortrag bringen. Bin sehr zuversichtlich. Die innere Heilung. Es beginnt. Ich komme.

18. März 2010 – 11 Uhr

Zelle wird geöffnet. Zwei verummte Mönche. Nur Sehschlitze in der schwarzen Kapuze. Der Mensch zählt nicht, nur die Idee, sagen sie. Gesichter überbewertet. Nur so volle Konzentration auf die Inhalte möglich. Stimme ihnen zu. Alles durchdacht. Muss das jedoch bei Gelegenheit nochmal lyrisch überdenken.

Beide begleiten uns durch das Seminar. Sagen sie jedenfalls. Frage sie nach Pater Kilian. Sie erschrecken. Ob sie einen Fehler begangen hätten, und wenn es so gewesen sei, mit ihnen könne man sprechen, jederzeit – kein Grund also, Hausmeister Kilian informieren zu müssen.

Sage ihnen, dass ich sehr zufrieden bin. Mit ihnen und mit Hausmeister Kilian.

Wir betreten den Seminarraum. Ich merke mir die Zimmernummer, es ist die 66.



*Abb.6: Kloster St. Panaritium, Seminarraum*

Die anderen Teilnehmer sitzen bereits.

Hausmeister Kilian schließt die Tür von innen und bleibt mit verschränkten Armen breitbeinig davor stehen.

Vor Ende der Begrüßungseinheit verlässt keiner den Raum, sagt er. Alles klar strukturiert. Bin begeistert. Ich komme.

18. März 2010 – 11.15 Uhr

Wir sind zu acht. Schau flüchtig in die Gesichter der anderen. Von Problemen zerfurcht oder aalglatt: Die brauchen wirklich Hilfe. Doch auch mir ist mein Ich verrutscht.

Schwester Agnostica stellt sich als unsere Seminarleiterin vor. Sie wünsche ein gutes Gelingen, das sei mehr als nur ein frommer Wunsch, schon eher ein Hilferuf ihrerseits, adressiert an ganz weit Oben, solch einen verstockten und hoffnungslosen Kurs habe sie bisher noch nicht leiten müssen, wenn sie uns so ansähe, glaube sie kaum an eine Verbesserung, vernagelt und unwillig, und überhaupt sei es an der Zeit die entscheidende Frage zu stellen, ob wir wohl glaubten, dies sei ein Freibiertreffen, wo jeder alles jederzeit, und am Ende überall nur Müll, die Gemeinschaft könne ja dann für alles aufkommen, sie jedenfalls habe die Nase gefüllt bis zum Platzen, solch einer Einstellung gehörten die Hörner gestutzt bis zum Nabel und weiter noch, und nun gäbe es die letzte

Chance für uns, Kontonummer und Bankleitzahl und sofortige Unterschrift, vielleicht wolle sie es ja doch versuchen, das Unvorstellbare zu bewerkstelligen: der Gruppe eine Heilung zu verabreichen. Muss sagen, imponiert mir. Klare Ansage, klare Struktur. Und Schwester Agnostica weiß um die Schwierigkeit, menschliche Probleme zu lösen, die noch nicht in ihrer Gänze auf dem Tisch liegen.

Hausmeister Kilian sammelt die Abbuchungsvollmachten ein. Dann verabschiedet er sich, er habe noch im parallel laufenden Kurs für Sicherheit zu sorgen. Schwester Agnostica meint, wir hätten als Gruppe Zusammenhalt und Gemeinsinn gezeigt, ab sofort dürften wir uns im Schulungstrakt A-21 (Räume 1- 66) frei bewegen.

Kurze Pause. Mineralwasser und Salzstangen.

Bevor wir uns gegenseitig vorstellen und unsere Probleme offenlegen, ein Film zum Thema, sagt Schwester Agnostica. Zum Lockerwerden sozusagen, aber bitteschön alles in Maßen, betont Agnostica und fuchtelt dabei mit ihrem ausgestreckten Zeigefinger vor meinem und Kaschubkes Gesicht umher.

»Titanic«, ein wundervoller Film, und jedes Mal, wenn sie daran denke, kämen ihr die Tränen, sagt sie. Tiefschürfend nenne sie die symbolische Handlung und wir sollten versuchen, nach versteckten Bezügen zu unserem eigenen verfahrenen Leben zu suchen. Film ab. War sehr beeindruckt. Mit einem Auge verfolgte ich das Geschehen, mit dem anderen verdichtete ich bereits meine ersten Erkenntnisse.

## **LEBENSBOOT TITANIC**

in hohlen gefäßen  
verschaukeln wir  
unsere lebenszeit  
in eisernen sänften

suchen wir schutz  
vor wasser und salz  
auf unserem weg  
der tollerei und tanzgier

doch ohne liebe  
reißt es uns irgendwann  
im augenblick der überraschung  
die beine vom leib

wie ein dampfer  
geschändet vom eisberg  
schlingern wir durch  
den ozean der gefühllosigkeit

und wir tauchen ein in die kalte angst  
erstarrt und atemlos sinken wir hinab  
und fühlen erst jetzt die wärme der liebe  
während der dampfer zerbricht

schlägt unser herz ein halleluja  
im schlauchboot der liebe  
erkennen wir unser neues leben:  
boot sein für andere

Kaschubke, neben mir, raschelte unentwegt mit seinen leeren Plastiktüten. Das nervte ein wenig. Die junge Frau auf der anderen Seite musste sich plötzlich übergeben, ich konnte gerade noch rechtzeitig meine Füße wegziehen. Sie entschuldigte sich, sie heiÙe Heidrun Xirzenbach, ehemalige Diplomatentochter und jetzige Panflötenmusikschullehrerin, ich könne sie jedoch auch mit ihrem Spitznamen, Hexi, ansprechen.

Gegen Ende des Filmes fiel eine ältere Dame hinter mir vom Stuhl. Liegenlassen, rief Schwester Agnostica, der Film geht vor.

War aber nicht so schlimm, die alte Dame stand kurz darauf selbständig und sichtlich beleidigt wieder auf und setzte sich auf ihren Platz. Sie heiÙe Anna Mukensturm, Leihoma, spezialisiert auf vorgetäuschte Beerdigungen, momentan arbeitslos, deshalb Umschulung, flüsterte sie mir ins Ohr.

18. März 2010 – 14.20 Uhr

Freizeit bis 16 Uhr. Lasse mich in meinem Zimmer von wichtigen Gedanken treiben, als schwämme ich schon im Ozean der Erkenntnis.

Es geht voran.

Ich komme.

**MÄRZ (DES WEITEREN)**

18. März 2010 – 14.50 Uhr

Das Nachdenken hat mir gut getan. Wie so oft. Anstrengend zwar, aber wenn es vollbracht ist, einfach ein schönes Gefühl. Könnte mich gut daran gewöhnen. Ich glaube, das Nachdenken ist eine besondere Gabe, die kann man sich nicht einfach so eben mal nebenan besorgen, da habe ich Glück gehabt, aber auch verdient, irgendwie schon, denke ich, denn ich behalte nichts eigensüchtig bei mir, um mich allein daran zu laben, nein, ich gebe ab, und das kräftig, manchmal so viel, dass für mich nichts mehr bleibt. »Die kalte Kartoffel sucht kein warmes Feuer von allein, man muss nachhelfen.« Das sagt mein Freund, der Libkowsky. Und damit hat er verdammt nochmal recht. Deswegen bin ich hier: Meine innere Kartoffel braucht Wärme.

Auch das Meditieren bereitet mir eine große Genugtuung. Da habe ich auch schon einige Berge hinter mich gebracht. Meine innere Lähmung wird langsam stabiler. Das ist gut so. Mein Weg ist ein sauberes Ziel.

18. März 2010 – 16 Uhr

Vollversammlung.

Schwester Agnostica war sauer. Sie könne auch anders und ob wir hier von früh bis spät nur niedere Instinkte ausleben wollten, sie sei maßlos enttäuscht, und ob Kaschubke immer noch nicht begriffen habe ... Dann sprang sie auf Kaschubke zu, dass dieser vor Schreck einen Teil seiner Plastiktüten fallen ließ. Mit einer Hand griff sie sein linkes Ohr und zog ihn, den Kaschubke, also den Rest vom Kaschubke, der noch am Ohr hing, zu sich hoch, sah ihm einen Augenblick in die Augen, führte das Ohr, an welchem der Kaschubke hing, zu ihrem Mund und zischte einige anscheinend sehr aussagekräftige Worte in selbiges, worauf der Kaschubke, noch in der Luft baumelnd, – sozusagen zwischen Himmel und Hölle, wobei der Himmel wohl sein Stuhl weit unter ihm sein dürfte – erbleichte, um kurz darauf, fast erleichtert, in Erwartung des freien Falles noch ein »Danke für alles, Schwester Agnostica« lauthals in die Runde rufend, mit einem dumpfen Schlag auf dem Fußboden aufzuschlagen. Vom Boden her vernahm ich die zwischen seinen blutigen Lippen hervorgepressten Worte, er habe doch nur wissen wollen, weshalb es kein Mittagessen gegeben habe.

Wie ich gerade darüber nachdachte, dass Strafe durchaus auch eine natürliche Berechtigung ..., flüsterte mir Heidrun Xirzenbach ins Ohr, sie müsse nach dem Vortrag unbedingt mit mir sprechen, Treffpunkt Waschraum, 20 Uhr, äußerst wichtig, absolut geheim, wir steckten fest, in einer Weiterbildungsseminarschleife (WSS-Syndrom), der Kaschubke habe ihr erzählt ... In diesem Moment erstarrte sie, da Schwester Agnostica in unsere Richtung schaute.

Schwester Agnostica rief dann in die Runde, die Gespräche untereinander, die oftmals nur aus dunklen Motiven heraus und von böser Absicht geleitet seien, hätten in diesem Raum der Ruhe, des Friedens und der Selbstbesinnung keinen Platz, wir wüssten schon, der Weg sei noch lang und unsere Stabilität leider so brüchig wie ein Hühnerei, aber eines, von dem wir nur träumten, dass wir es eines Tages legen würden, wenn überhaupt. Und wenn wir ehrlich seien, sie meine das jetzt nur rhetorisch, gäben wir zu, dass unsere Traumeier derart ungestalt und hässlich unsere Träume verschmutzten, dass nur kranke Hirne dies auf Dauer aushielten. Noch sei der Zug – der Traumeierexpress sozusagen – nicht abgefahren – noch nicht, Rettung sei von daher immer noch möglich.

Was fiel mir da ein Stein vom Herzen. Für einen Moment kam ich wirklich ins Zweifeln, fühlte mich wie ein geplatzttes Frühstücksei. Meinem Weiterkommen stand nun nichts mehr im Weg. Der Traumeierexpress befand sich noch in meinem inneren Bahnhof. Ich selbst hatte ihn aufgehalten. Höchstwahrscheinlich. Nun gut, ja, da blieben noch diese Eierträume. Die waren freilich nicht gut. Im selben Augenblick, wie ich das dachte, spürte ich ein stechendes Hungergefühl in der Magengegend und Bilder von gebratenen Eiern tanzten in meinem Kopf einen flotten Walzer, so dass sich meine Konzentration auf das Wesentliche ein wenig eintrübte. Aus meinen Gedanken schreckte ich jählings auf, als Schwester Agnostica laut rief, begrüßen wir nun herzlich Dr. Cervus, den Begründer der »Zwölf Wege zum eigenen Ich«. Dr. Cervus sei ein Freund und Gönner des

Klosters und immer wieder gern hier mit seinen Vorträgen gesehen. Durch das dichteste Unterholz unserer Verdorbenheit wolle er vorstoßen, bis tief hinein in unsere ängstlichen Seelen, und dann wolle er uns die Hörner absägen, da könnten wir Gift darauf nehmen, sagte Dr. Cervus, und übrigens, er heiße Cervus, angenehm, das sei Latein. Ja, Servus, sagte Kaschubke, er kenne kein Latein, doch er freue sich auf den Vortrag vom Herrn Doktor, und mit ergebenem Blick zu Schwester Agnostica hinüber sagte er, dass es selbstverständlich für ihn sei, die ganze Packung Gift vom Herrn Doktor zu sich zu nehmen, es möge nur reichlich ausgeteilt werden, doch wenn er das Maß an den hier verabreichten Mahlzeiten anlege, dann behalte er wohl noch auf längere Zeit hin seine Hörner. Die letzten Nebensätze Kaschubkes gingen für die weiter von ihm Entfernten im Rascheln seiner Plastiktüten unter. Glücklicherweise. Dann ging alles recht schnell. Eine Powerpoint-Präsentation mit 110 Folien. Er habe nur wenig Zeit, sagte Dr. Cervus, genau genommen gar keine, er sei auf dem Sprung, Hirschsprung sozusagen, dabei lachte er laut und obertönig, es gebe im Anschluss an seinen Vortrag noch für jeden Seminarteilnehmer ein Handout, glückste es aus ihm heraus, ansonsten wenn es noch Fragen gebe, immerzu, keine Hemmungen, und von der Tür her, es habe ihm großen Spaß bereitet, mit uns zu arbeiten und ... (der Rest seiner Worte vom Flur her war nicht mehr zu verstehen). Für mich waren das zwanzig sehr intensive Minuten. Wissen pur. Der Vorteil von Wissensverdichtung ist, dass man sich nicht im Detail verliert. Immer auf den Punkt. So reden Sieger, so denken Gerettete. Muss später noch darüber nachdenken. Möglicherweise alles verdichten. Mein Weg ist ein verdichtetes Ziel. Ich spüre so vieles in mir wachsen. Vielleicht bin ich mein eigenes Ziel? Ich komme.

18. März 2010 – 18 Uhr

Habe tief meditiert. Bin wieder ein Stückchen weiter gekommen. Konnte alles gut verdichten. Da der Walzer in meinem Kopf sich als ein längeres Musikstück herausstellte – was können Spiegeleier lange tanzen –, beschäftigte ich mich zunächst mit den eindringlichen Worten, die Schwester Agnostica uns ans Herz legte:

### **LEBEN IN DER EIERWELT**

Wir gleichen uns,  
wie ein Ei dem anderen.  
Trotzdem nehmen wir Kontakt auf,  
als interessierten uns  
die ungelegten Eier der anderen,  
während wir unsere eigenen  
in fremde Nester legen.

Immerfort unterwegs  
auf großer Suche –  
zum Ei des Kolumbus  
führt uns der Weg  
der Fäulnis.  
So vergeht  
das Gelbe vom Ei,  
während wir fest davon überzeugt sind,  
immer auf den falschen Eiern zu sitzen,  
denn am liebsten bebrüteten wir uns selbst.

Wir leben in einer Eierwelt,  
und immer dann, wenn wir uns selbstverliebt  
zurücklehnen in unseren pompösen und

weich gepolsterten Eierbechern,  
baumelt schon über uns  
am seidenen Faden,  
metallisch grinsend,  
der Eierschneider.

Mein innerer Walzer findet kein Ende. Aber der Tanz ist sehr produktiv. In mir füllt sich der Brunnen der Erkenntnis mit frischen Eiern. Mein innerer Prozess ist nicht mehr aufzuhalten. Bald kann ich wieder anderen Menschen zur Seite stehen, ihnen meinen Rat einpflanzen, dass auch sie erblühen können.

## **LEBEN IN DER EIERWELT II**

(Ein Warn- und Lehrgedicht)

Niemals werden wir  
ein Ganzes sein!

Wir bleiben Eier –  
ein Leben lang.

Auch wenn wir  
aus uns selbst  
schlüpfen möchten:  
Wir müssen warten,  
bis es so weit ist.

Dann platzt uns die  
Schale ein für allemal.

18. März 2010 – 19 Uhr

Lautsprecherdurchsage: »Nahrungszufuhr im Speiseraum. Der Speiseraum bleibt bis 19.10 Uhr geöffnet!«

Wir versuchen, gleichzeitig durch die schmale Tür des Speiseraumes zu gelangen. Recht schwierig. Es gibt Mineralwasser und Salzstangen.

Doch meine neuen Erkenntnisse haben mich bereits gesättigt. Esse dennoch zwei Salzstangen. Bin sehr zufrieden mit mir. Ich komme.

20. März 2010 – 7.45 Uhr

An meiner Schulter klebt eine Hand. Scheint nicht meine zu sein. Ich versuche den Blick zu fixieren. Schaffe es aber nicht. Alles verschwommen. Ich glaube, die beiden vermummten Mönche stehen vor meinem Bett. Schlucken, sagen sie beide gleichzeitig und ich spüre Flüssigkeit in meinen Mund tropfen.

Langsam sehe ich klarer. Tatsächlich. Die beiden Mönche stehen vor mir. Geht es wieder, sagt der vordere, der bittere Geschmack von den Salzstangen müsste bald nachlassen. Herr Weltek, Sie haben zwei Nächte und einen Tage geschlafen. Es ist jetzt 8 Uhr, wir haben den 20.03.2010, in dreißig Minuten treffen sich alle Kursteilnehmer im Gemeinschaftsraum.

Ich versuche zu antworten, doch ich bekomme nur einen Gurgellaut zustande.

Die Mönche stehen an der Tür, einer von ihnen die Türklinke schon in der Hand. Sie flüstern sich zu. Seltsam, ich sehe, dass sie flüstern, und eigentlich dürfte ich nichts hören, doch meine

Wahrnehmung ist geschärft, ich kann jedes Wort überdeutlich und laut vernehmen. Wladimir, sagt der eine, ich glaube die Dosierung war viel zu hoch, ausschalten für einen Abend lautete der Auftrag, und nicht zwei Tage Dauerschlaf.

Du musst dich gerade beschweren, Estragon, hast du das Fiasko mit Kaschubke schon vergessen, antwortet der andere.

Selbst durch die Tür kann ich die beiden noch deutlich reden hören. Ich habe dich beim Kaschubke gedeckt, denke daran, sagt der eine. Keine Frage, ich will mir doch keinen Strick drehen, sagt der andere. Sogar vom Ende des Ganges her, sie stehen kurz vor dem Treppenhaus, höre ich die beiden noch deutlich sprechen. Wenn ich das Geld nicht bräuchte, sagt einer von ihnen, glaube mir, ich wäre schon längst nicht mehr hier.

Ich sitze auf dem Bett und bin ratlos. Alles hatte so gut begonnen. Hervorragende Gedichte habe ich zu Papier gebracht. Alles fühlte sich schon wieder fast so an wie früher. Und jetzt?

Ich verstehe gar nichts.

Mein Tagebuch? Habe es unter dem Kopfkissen liegen. Ich lese den letzten Eintrag:

*18. März 2010 – 19 Uhr*

*Lautsprecherdurchsage: »Nahrungszufuhr im Speiseraum. Der Speiseraum bleibt bis 19.10 Uhr geöffnet!«*

*Wir versuchen, gleichzeitig durch die schmale Tür des Speiseraumes zu gelangen. Recht schwierig. Es gibt Mineralwasser und Salzstangen.*

*Doch meine neuen Erkenntnisse haben mich bereits gesättigt. Esse dennoch zwei Salzstangen.*

*Bin sehr zufrieden mit mir. Ich komme.*

*19.05 Uhr*

*Wieder im Zimmer, müde zwar, aber motiviert.*

*Werde noch ein oder zwei Gedichte schreiben und dann ... das Treffen mit Heidrun Xirzenbach im Waschraum ... mein Kopf ... irgend etwas ... bitterer Geschmack ... Watte ... muss Bett ...*

*skrkrädklöäfe k ---- dw-dk-----sio9ekdl----sssssss-ed-----*

*klöjoejhn689999999999999*

*krchchslechkkder kllöf*

Lautsprecherdurchsage:

*»In fünf Minuten Treffen im Seminarraum. In fünf Minuten Treffen im Seminarraum.«*

Ich springe in meine Kleidung und mache mich auf den Weg. Auch wenn ich vieles nicht verstehe, Mitmachen ist Pflicht, das ergibt einen Sinn, weil ... ich muss später darüber nachdenken.

*20. März 2010 – 8.30 Uhr*

Wir versuchen gleichzeitig durch die schmale Tür des Gemeinschaftsraumes zu gelangen. So wie jedes Mal. Diesmal liegt Kaschubke auf mir. Blitzschnell steckt er mir einen kleinen gefalteten Zettel in meine Hemdtasche. Psst, nicht auffallen, erst im Zimmer lesen, flüstert er mir ins Ohr. Etwas tiefer unter uns stöhnt Anna Mukensturm. Im selben Augenblick löst sich das Knäuel und wir purzeln in den Seminarraum.

Eine Person sitzt, flankiert von den beiden vermummten Mönchen, bereits auf einem Stuhl. Auf der Kutte der ganzkörperverhüllten Person steht in Brusthöhe in großen weißen Lettern: Ich bin Heidrun Xirzenbach. Bitte nicht ansprechen!

Während wir unsere Plätze einnehmen, nickt mir Kaschubke bedeutungsvoll zu. Ich verstehe gar nichts. Darf mich aber nicht ablenken lassen. Mein Ich braucht Hilfe. Sonst nichts. Ich muss mich konzentrieren.

Sie freue sich über die ersten Fortschritte, sagt Schwester Agnostica. Einige Gruppenmitglieder seien in den letzten beiden Tagen einen großen Schritt vorangekommen. Heidrun Xirzenbach zum

Beispiel habe sich freiwillig entschlossen, für die restliche Zeit des Seminars den Verlockungen der optischen Außenreize vollkommen zu entsagen. Deshalb trage sie ein Schutzgewand ohne Sehschlitz. Frau Mukensturm und Herr Kaschubke hätten ein Schweigegelübde abgelegt, beide verzichteten jedoch auf mechanische Hilfsmittel – vorerst.

Dabei sticht Agnostica plötzlich mit ihrem Zeigefinger in unsere Richtung, so dass wir – obwohl Agnostica mindestens fünf Meter von uns entfernt steht – erschrocken auszuweichen versuchen. Beate-Camilla, links von mir sitzend, fällt bei ihrem Ausweichmanöver vom Stuhl. Das Wort »vorerst« aus Schwester Agnosticas Mund verursacht einen dumpf-stechenden Schmerz in meinem Ich-Zentrum. Als würde meine Seele frisch gelocht.

Eine neue Erkenntnis, die sich blitzschnell schon im Moment der Lochung zum Gedicht kristallisiert.

## STICHE IM ICH

Mitten hinein  
ins Eingemachte  
genau dort  
wo das Böse sitzt  
(vielleicht versteckt noch hinter  
einer fleischesroten Körperecke  
oder unter der Kapuze eines billigen Wunsches)

trifft der Finger der Wahrheit sein Ziel,  
er weiß alles, auch vorher, der Finger ist klug

all die Hinterhofgeschichten  
und die nackten Gedanken  
sind ihm nicht neu, er greift sie sich  
im unbedachten Moment  
und zerrt sie hervor unter ihrer Schmuddeldecke

dann sticht er  
mitten hinein  
ins Eingemachte

Er sticht der Wahrheit Löcher in uns,  
bis wir platzen  
vor Glück

Während des folgenden Vortrages von Dr. Cervus – er zeigt verschiedene Folien, ich glaube, es sind dieselben wie neulich schon, bin mir aber nicht ganz sicher – gelingt es mir nicht, mich zu konzentrieren, mein neues Gedicht schwirrt in meinem Kopf umher, und ich fühle in mir, dass ich wieder ein großes Stück vorangekommen sein dürfte, bin mir aber auch hier nicht hundertprozentig sicher.

In mir spüre ich mehrere Löcher. Das Leben und die Wahrheit haben mich bereits mehrfach gelocht.  
Was für ein Glück!  
Ich komme.



*Abb. 7: Kräutergarten des Klosters – Sommeransicht*

## MÄRZ (SCHLUSS)

23. März 2010 – 23 Uhr

Drei Tage sind vergangen seit meinem letzten Eintrag. Das überrascht mich nicht, denn ich hatte anderes zu tun. Nun ist mir, als müsste ich platzen. Prallgefüllt bin ich. In meinem Inneren drängeln sich neue Gedichte. Die machen Druck. Die wollen nach draußen. Zu den Menschen. Doch ich muss mich beherrschen. Noch ist es nicht so weit. Die Ereignisse haben mich überrumpelt. Zeit zum Nachdenken war nicht vorhanden. Wegen der neuen Gedichte. Und überhaupt. Das Denken muss ich jetzt nachholen, auch wenn mir dabei schwindelig werden sollte. In mir beginnt es schon wieder. Das innerliche Drehen. Kein angenehmes Gefühl, so ein Gedankentanz. Wie Karussell, nur schneller. Und nichts zum drauf sitzen oder festhalten. Zumindest ist es kostenlos, tröste ich mich. Aber trotzdem nicht lustig. Zum Teil auch schmerzhaft. Wegen der inneren Enge. Gedanken und Gedichte. Glücklicherweise vermischen sie sich nicht. Das wäre das komplette Chaos.



*Abb. 8: Kräutergarten des Klosters – Winteransicht*

Manchmal sind mir die eigenen Gedanken einfach eine Nummer zu groß. Sie flattern mit ihren Flügeln und machen Wind, dass es einen fröstelt, doch kommen sie nicht vom Fleck, mit ihrem aufgeblähten Leib bleiben sie wie Knete an der inneren Stirnwand kleben. Sie saugen sich fest als nimmersatte Parasiten, bewegungslos und sehr zufrieden mit ihrer nutzlosen Situation. Selbstzufrieden sind sie, benötigen niemanden außer sich selbst. Nur das fortwährende innere Stirnwandrücken gibt Nachricht vom wilden Metabolismus ihres egoistischen Daseins. Und dann gibt es wieder Zeiten wie diese, da flattern sie wild umher, das ist aber die andere Sorte von Gedanken. Und erwischt man dann einen von diesen Gesellen, stellt sich heraus, schöne Flügel, und dazwischen ist nichts. Kein Körper. Nichts – nur Flügel. Ein Postbote mit leerer Tasche, der an jeder Haustür klingelt, Guten Morgen, schön, dass ich sie antreffe, ich habe nichts für sie, aber schauen sie einmal, wie schön ich die Straße entlanglaufe. Doch Vergleiche hinken. Ich ziehe es vor zu sagen: Horch, mein lieber Bernhard, sie fliegen wieder, die Flugzeuge ohne Passagiere mit leerem Cockpit. Mein innerer Himmel ist fortwährend von Düsenlärm erfüllt. Mir jedoch bleibt nur, nach den Kondensstreifen zu haschen. Die wenigstens will ich zu Papier bringen. Ich muss mir selbst auf die Schliche kommen. Die Gedanken werden mir dabei nicht helfen. Die haben mit sich selbst genug zu schaffen.

## **GEDANKEN UND GEDICHTE (Der ewige Widerstreit)**

Gedanken sind unbezahlbar.  
Am liebsten sind mir die eigenen –  
unverkäuflich und selten.  
Doch sie meiden mich.

In mir:  
Blanke Regale.  
Gedankenausverkauf.

Frische Gedanken sind teuer,  
sie sind der Samen  
aus dem meine Worte wachsen –  
ein bunter Strauß für die Menschen in Not.  
Doch meine Worte schmecken nach Friedhofskresse,  
riechen nach Bergkäse  
und fühlen sich an wie Kamelhaarsocken.

Deshalb schweige ich  
und dichte.

Vieles habe ich in diesem Seminar bereits gelernt. Ach, könnte ich mich noch an die Folien von Dr. Cervus erinnern. irgend etwas mit zwölf Regeln oder waren es sieben Weisheitsschritte, neun Erfolgsgarantien, die drei Geheimoffenbarungen ... ? Wahrscheinlich – wie so oft – irgend etwas dazwischen. Fünf Strategien?

Ach, wenn nur mein Denken wieder einsetzen würde.

Vergleiche hinken. Sagte ich bereits.

Liebes Tagebuch, dir allein vertraue ich an, wie ich mich wirklich fühle: Weder leeres Flugzeug noch Postbote, nein, ich bin nur die leere Posttasche, die von der Schulter eines blinden und gehörlosen Briefträgers herunterbaumelt, der in einem Hamsterrad läuft und davon überzeugt ist, dass dies kein anderer für ihn übernehmen könnte. Das ist bitter. Doch ich muss mich meinem leeren Posttaschendasein stellen. Was der Postbote denkt, ist eigentlich egal, denn ich bin nur die leere Posttasche. Bernhard – die baumelnde Posttasche.

Die Gedanken fehlen mir wirklich.

Ich gebe jedoch nicht auf.

Bald ist es so weit. Die Seminarabschlussprüfung: Das Große Panaritium.

Die Prüfung wird mich ein Stück vorwärts bringen. Am Ende werde ich kommen. Ein Riesenstück vorwärts.

Wahrscheinlich.

Ich hoffe sehr.

23. März 2010 – 23.30 Uhr

Ich muss kurz eingnickt sein. Von weit entfernt höre ich eine wehklagende Frauenstimme. Seit drei Tagen Selbstanklagereinigungsritual, vermute ich. Respekt! Würde ich auch gern machen. Muss aber momentan eher Obacht geben, nicht vom wilden Strudel der Ereignisse in einen unbewohnten Mondkrater gerissen zu werden.

Alles begann damit, dass Kaschubke mir heimlich diesen Zettel zusteckte. Ich hätte gleich Meldung erstatten sollen. Stattdessen behielt ich den Zettel in meiner linken, angstschweißig geschlossenen Hand und während des gesamten Vortrages von Dr. Cervus gelang es mir nicht, die wunderbaren Folien zu verinnerlichen, denn der Kaschubke-Zettel begann bereits, von meiner linken Hand aus-

gehend, sich meines gesamten Körpers zu bemächtigen. Bei Folie 76 zitterte ich so stark, dass Schwester Agnostica auf mich aufmerksam wurde. Ich versuchte noch durch gezielt eingesetzte Atemtechnik dagegen anzukämpfen, geriet jedoch in einen Zustand der Hyperventilation, kippte kopfüber von meinem Stuhl, kam benommen vor Agnosticas Füßen zu liegen und öffnete dabei meine linke Hand. Die Ereignisse überschlugen sich nun. Estragon und Wladimir zogen mich nach oben, so dass meine Beine keinen Bodenkontakt mehr spürten. Agnostica bückte sich, griff nach dem von mir freigelassenen Zettel, bevor einen winzigen Augenblick später Anna Mukensturm, eine Ohnmacht vortäuschend, auf Agnosticas Hand stürzte. Schwester Agnostica zuckte erschrocken zurück. Diesen kleinen Moment nutzte Anna Mukensturm, schob sich den Zettel in den Mund und würgte ihn hinunter. Während ich von Estragon und Wladimir hinausgetragen wurde, konnte ich noch wie durch einen wattigen Nebel Agnosticas Befehle vernehmen: Abbruch! Sofortiger Abbruch! Alle Seminarteilnehmer begeben sich unverzüglich auf ihre Zimmer! Kilian, die Schlüssel! Gruppeneinschluss! Sofort!

Wladimir und Estragon schleppten mich in mein Zimmer und legten mich aufs Bett. Damit Sie ihre Mitte wieder finden, sagte Estragon, während er mit einer Hand meinen Mund aufdrückte, um mir mit der anderen Hand ein Fläschchen Seelenaktivat, wie er sagte, einzuflößen. Ich hörte noch die Tür ins Schloss fallen und das schabende Geräusch des schweren Außenriegels, als ich auch schon in einen unruhigen, alptraumgeplagten Schlaf fiel.

»Wir sitzen in der Falle. Treffpunkt heute Abend Herrentoilette. 23 Uhr. Bernhard, wir brauchen dich!«

Ich sitze an meinem Schreibtisch und blicke noch einmal kurz auf Kaschubkes Zettel. 23 Uhr steht da. Ich muss los.

Der Flur ist dunkel, nichts zu hören, kein Mensch zu sehen. Ich verharre noch einen Moment am Spalt der Tür und horche. Jetzt. Ich öffne die Tür vollends und trete in den Flur. Plötzlich gleißendes Licht. Ich erhalte einen Schlag auf den Hinterkopf und gehe zu Boden. Im Fallen vernehme ich die Stimme Agnosticas: »Wusste ich es doch, Bernhard, du falsche Schlange, jetzt haben wir dich und werden dich ...«

Ich sitze an meinem Schreibtisch, habe den Kaschubke-Zettel vor mir liegen: »Mensch, Bernhard, wach auf! Die haben die Xirzenbach.« Ich kann mir keinen Reim darauf machen. Fühle eher Wut in mir aufsteigen, dass ich wegen solcherart Kindereien nicht vermag, das gerade in mir reifende Gedicht zur sofortigen Geburt zu drängen. Ich nehme den Zettel in die Hände, will ihn in tausend Stücke reißen, als ein ohrenbetäubender Lärm die Zimmertür aus den Angeln reißt, so dass sie ins Zimmerinnere hineinfällt. Ein Gruppe von vermummten Mönchen flutet in mein Zimmer und verteilt sich in Windeseile innerhalb des Zimmers.

Gesichert, ruft einer, Bett gesichert, ein anderer, dann werden die vier Zimmerecken als gesichert ausgerufen. Nun erscheint Schwester Agnostica, links von ihr steht Dr. Cervus, rechts von ihr ein mir unbekannter Mann mit stechendem Blick und einem Bischofshut auf dem Kopf. »Guten Abend, Herr Weltek, mein Name ist Heinrich Maria ...«

Anna Mukensturm liegt auf meinem Bett. »Du musst stärker drücken«, ruft sie mit gequälter Stimme. Ich drücke mit aller Kraft auf ihren Bauch, während sie sich mit einem Plastiklöffel – in St. Panaritium gibt es nur Plastikbesteck – in den Schlund fährt.

»Ich muss diesen Zettel herauswürgen«, gurgelt sie, »das ist unsere einzige Chance von hier zu fliehen.«

»Nicht so laut, und überhaupt, was ist an dem Zettel denn so wichtig«, will ich wissen.

»Die Geheimcodes der Schließanlage, Kaschubke hat sie herausgefunden, er nimmt ja hier schon am vierten Seminar teil und das am Stück. Nein, so wird das nichts. Bernhard, wir müssen etwas anderes probieren«, röchelt sie. »Kannst du nicht vielleicht eines deiner Gedichte zum Vortrag bringen, könnte ja sein, dass ich daraufhin den Zettel wieder herauswürge.«

Widerwillig suche ich eines meiner schönsten Gedichte heraus und beginne zu rezitieren:

## HERZ AUFBLASEN

Mein Herz ist wie ein Luftballon  
oft fliegt es fort (lässt mich allein)  
zu einem Ort. Ein gold'ner Schrein,  
der wartet dort. Ein Liebeshort?  
Doch komm ich näher, ein Karton  
ist's, der dort steht und die Fassung  
verlier' ich. Meist zu spät  
bemerck' ich den Betrug und fluch:

Mein Herz bleibt die Saison  
unaufgeblasen im Kokon!

Beim Wort »Karton« läuft Anna Mukensturm rot an. Ihr Gesicht wechselt die Farbe ins bläuliche, während ich das Wort »Fassung« genüsslich zelebriere. Ihr Körper wird krampfartig durchschüttelt, so dass sie, begleitet von einem dumpfqualligen Würgelaut, vom Bett fällt.  
»Ich habe ihn«, ruft sie, vom Boden her, direkt in mein »unaufgeblasen im Kokon« hinein. »Hör auf Bernhard«, bittet sie, »ich kann nicht mehr, hier schau, hier ist der Zettel.«  
»Das war doch schon der letzte Vers«, antworte ich gekränkt.  
Ich bücke mich und greife nach dem frisch erbrochenen Zettel, doch plötzlich ...

24. März 2010 – 5 Uhr

Mit einem lauten Schrei erwache ich. Anna, wo bist du? Der Zettel? Mein Schlafanzug, es ist der mit den rot-blauen Streifen, klebt nassgeschwitzt an meinem Körper. Langsam kommt die Erinnerung wieder. Das Seelenaktivat. Abgesehen von der Alptraumnacht fühle ich mich, ja, wie soll ich sagen, irgendwie innerlich gereinigt. Mir ist als würde ein sauberer Tag auf mich zukommen. Bis zum ersten Vortrag werde ich noch ein wenig meditieren. Ich fühle mich sehr stabil. Ich komme.

24. März 2010 – 7 Uhr

Alles wie immer. Nach einem kurzen Frühstück – Salzstangen und Wasser – sitzen wir im Seminarraum und lauschen den Ausführungen Dr. Cervus. Diesmal bin ich gut konzentriert. Bis zur letzten Folie. Merken kann ich mir leider nichts davon. Doch ich sage mir, Bernhard, nicht alles auf einmal.

Schräg hinter mir sehe ich Anna Mukensturm. Hinter ihr sitzt die vermummte Heidrun Xirzenbach, flankiert von zwei Wachmönchen. Links von mir raschelt Kaschubke mit seinen Plastiktüten und auf meiner anderen Seite sitzt Beate-Camilla.

Die Sache mit dem Kaschubke-Zettel kommt mir mittlerweile selbst wie ein Teil meines gestrigen Alptraumes vor.

24. März 2010 – 9 Uhr

Sie habe es sich wirklich nicht leicht gemacht, sagt Schwester Agnostica, aber eine Entscheidung müsse gefällt werden.

Sie wolle auf jeden Fall, dass alle Seminarteilnehmer durch die Abschlussprüfung gebracht werden, ob aber die hier versammelten Damen und Herren selbiges Vorhaben mit Eifer und der notwendigen Ernsthaftigkeit betrieben, dies sei ihr noch im Bereich der schwer zu knackenden Rätsel angesiedelt, sagt sie. Das Große Panaritium ist der Eintrittsschein zum zukünftigen Besuch aller bedeutenden Seminare im Bereich der Ich-Verschiebung und der Innere-Mitte-Stabilisierung, diese Tatsache mögen wir doch bitteschön in unser sturköpfiges Denken einfließen lassen.

Deshalb möchte sie uns im Folgenden der Obhut eines ihrer besten Freunde anempfehlen. Heinrich Maria Mox, Träger der goldenen Panaritiumnadel, Erfinder des Mox-Lingurators sowie Autor des

beliebten Selbsthilfecomputerprogrammes »Virtuelle Vierteilung« übernehme ab heute die intensiven Prüfungsvorbereitungen zum Großen Panaritium.

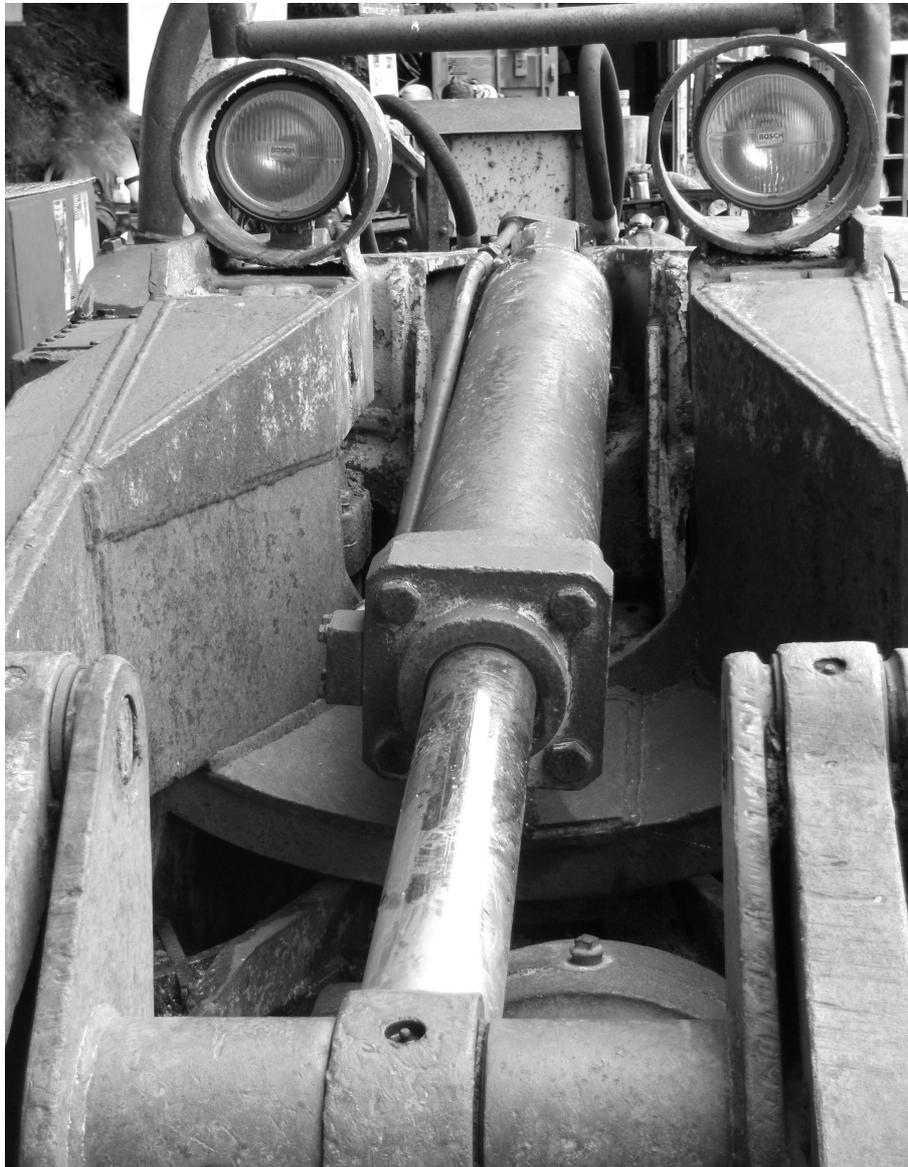
Vor uns steht plötzlich, wie aus dem Nichts kommend – ich bin vollkommen verunsichert –, der Mann mit dem Bischofshut aus meinen Träumen.

Er freue sich auf uns, sagt er, und viel mehr noch auf die vielen neuen Experimente, die er sich für uns ausgedacht habe, Zeit sei kostbar, zur Sache also. Um festzustellen, wie unsere innere Prüfungsbereitschaft beschaffen sei, käme er nicht umhin, uns einer Initialmoxung zu unterziehen. Kaschubke begann plötzlich heftigst mit seinen Plastiktüten zu rascheln. Mir war, als könnte ich zwischen diesem Geräusch ein leises zischendes Flehen vernehmen: Nein, nicht schon wieder gemoxt werden, dann lieber virtuell viergeteilt.

Ich denke, endlich geht es weiter, ein Fachmann wird uns durch die Prüfungen führen. Ich stehe spontan auf. Ja, sage ich, ich möchte gemoxt werden. Als Erster, wenn möglich. Damit es endlich voran geht mit mir.

Ich lasse mich moxen.

Ich komme.



*Abb. 9: Lingurator für Außenmoxungen (Freiluftmuseum Bögelsbrond)*

27. März 2010 – 20 Uhr

Ich werde mich wohl selbst moxen müssen, weiß aber nicht genau wie es geht. Vielleicht doch, ein wenig, eine leichte Ahnung, ich muss überlegen. Der Lingurator ist defekt, hoffentlich ist dann wenigstens noch eine manuelle Moxung möglich.

Liebes Tagebuch, ich bin verzweifelt, und das alles so kurz vor den Prüfungen zum Großen Panaritium. Ohne gemoxt worden zu sein, habe ich doch keine Chance, das kann ich jetzt schon sagen, ich muss gemoxt werden, unbedingt.

Aber von Anfang an:

Ich befand mich gestern in aussichtsreicher Position. Vor mir in der Schlange standen nur noch Anna Mukensturm und Kaschubke an.

Im Zimmer 213 (Mox-Linguratorium) musste sich zu der Zeit wohl Heidrun Xirzenbach befinden haben, denn zwei Wachmönche flankierten die Eingangstür. Hinter der Tür konnte ich deutlich Heinrich Maria Mox rufen hören: »Stufe sieben ist Wahnsinn, das macht das Gerät nicht mit, hartnäckiger Fall hin oder her, nein, Agnostica, Finger weg, nicht den Hebel!«, als gleich darauf mit einem ohrenbetäubenden Knall die Zimmertür von einer gewaltigen Explosion aus den Angeln gerissen wurde. Eine scharf ätzende Qualmschwade waberte aus dem Mox-Linguratorium in den Flur hinaus und gleichzeitig erlosch das Flurlicht.

Kaschubke kicherte irre und ein plumper Aufschlag verriet mir, dass Anna Mukensturm sich gerade in einen von ihr vorgetäuschten Ohnmachtsanfall vom Geschehen verabschiedete. Ich stand kurz da wie gelähmt, atmete ein- zweimal tief durch und konnte gerade noch schmerzhaft wahrnehmen, wie ich auf etwas Spitzkantigem landete. Unter mir, das war Anna Mukensturm.

Von weitem konnte ich schwach ihre klagende Stimme vernehmen, Hans-Bernhard, du Vollidiot, bevor ich in äußerer und innerer Schwärze versank.

Ich spürte eine wohlige Wärme, die meinen Körper umhüllte, und ein tiefes Glücksgefühl erfasste mich, es war, als ließ ich mich in einem Fluss süßesten Glückes richtungslos treiben. Es gab kein Oben, kein Unten, und plötzlich durchströmte mich gleißendes Licht von einer unvorstellbaren Helligkeit, ein Licht, das mich federleicht nach oben trug und alle Dunkelheit war wie weggeblasen. Ich schaute unter mich. Dort lag ich, Hans-Bernhard Weltek, dahingeworfen, ein lebloser, zwar ein sehr schöner, doch ein lebloser Körper, der Anna Mukensturm unter sich begrub. Dieses Ensemble war einfach zu schön – ein eingefrorener Moment einer altgriechischen Tragödie; ich konnte mich vor Begeisterung nicht satt genug sehen an dieser meiner Pose. Oh Bernhard, dachte ich, oh Bernhard, und als ich weiterdenken wollte, flüchteten im gleichen Moment sämtliche Gedanken. Eine innere Leere voller Güte und Selbstzufriedenheit durchflutete mich, und ich wusste, ich bin wieder in meinen Körper zurückgekehrt, ich lebe noch. Ich komme, hoffentlich bald, war mein erster in mir jubilierender Gedanke, eingebettet in die mir sattsam bekannte Körperlichkeit des Hans-Bernhard Weltek. Ich und mein Körper, wir sind schon zwei, wir beide.

Ein starker Hustenreiz durchschüttelte mich, während ich an den Beinen den Gang entlang gezogen wurde. Dann verlor ich wieder das Bewusstsein.

Aber es war ein eigenartiger Zustand, diese Bewusstlosigkeit, denn in mir – ja, wie soll ich sagen –, in mir da kochte es, ein randvoller Topf mit Gedichten, und der Topf stand schon viel zu lang auf meiner inneren Herdplatte, so dass ein Großteil der bereits verkochten Gedichte als sämig-breiige Masse den Topf verlassen konnte, bevor ich mich überhaupt in die Lage versetzt sah, wahrzunehmen, dass so ein feines Süppchen in mir köchelte, führte mein innerer Blick mich doch zu selten in die Küche, eigentlich nie, ich muss gestehen, während es seit Jahren schon in mir kochte, stierte mein innerer Blick ausschließlich auf die Ereignisse in meinem inneren Schlafzimmer, und ich war zufrieden damit, gab es dort ja eine Menge zu sehen.

Doch ich schweife ab. Wo war ich stehengeblieben? Meine erneute Bewusstlosigkeit.

In mancher Bewusstlosigkeit keimt neue Erkenntnis, das weiß man, und genauso war es bei mir, ein beschleunigtes Wachstum sozusagen, innerlich, ein Keim, der in Kürze zum Erkenntnis- und Weisheitsbaum heranwachsen sollte.

Nun, diese Bewusstlosigkeit sollte mich schnellstens in eine gewaltige Entscheidungskrise führen, denn während ich noch mit dem Schicksal haderte – Bernhard, wie konnte dein innerer Blick sich der Küche verweigern – nahm ich plötzlich alarmierenden Brandgeruch wahr. Es brannte. In der Küche. Die übergelaufenen Gedichte bildeten bereits Krusten, schwarze, qualmende Krusten, nein, ich untertreibe, auf dem Herd brutzelte eine übel riechende, verklumpte Masse ehemaliger Gedichte, die kurz davor stand Feuer zu fangen und ein inneres Inferno ungeahnten Ausmaßes zu initiieren, einen sogenannten IFB (Innerer Flächenbrand). So befand ich mich also in einer klassischen Zwickmühle: Wachte ich auf, beendete ich also diese Bewusstlosigkeit, dann stünde vor mir eine sehr große Enttäuschung, der Mox-Lingurator war explodiert, und die Prüfungen in St. Panaritium ohne jegliche Moxung abzulegen, ich weiß nicht, ob ich dazu fähig sein würde, andererseits, bliebe ich bewusstlos, würde ich aller Wahrscheinlichkeit nach innerlich verbrennen, verglühen von innen her, von den eigenen Gedichten, die übergekocht sind. Verglühen, wie die großen Dichter, ich glaube, das könnte mir schon gefallen, jedoch der Qualm, die meisten Menschen ersticken ja bei einem Brand. Wie hieße es dann im Nachruf: »Dem lieben Hans-Bernhard, der an seinen eigenen Gedichten erstickte, mögen seine Gedichte auf niedriger Flamme weiterköcheln in Ewigkeit, Amen.«

Bevor ich mich für eine der beiden Optionen entscheiden konnte, verspürte ich einen leichten Schmerz in der Armbeuge, und ich schlug meine Augen auf. Vor mir im Halbkreis standen Pater Kilian, einen schwarzen Leichensack aus Plastik in den Händen, Schwester Agnostica mit rußgeschwärztem Gesicht, in ihrer Hand mehrere Bögen Papier, »Verzichtserklärung« konnte ich auf dem obersten Blatt entziffern, und ein mir fremder Mann im weißen Kittel, der gerade eine Injektionsnadel aus meinem Arm zog. Hinter meinem Kopf, deswegen konnte ich ihn nicht sofort sehen, vernahm ich die Stimme des Kriminalassistenten Heinz-Heinz Wobbel, so jedenfalls stellte er sich mir gegenüber später vor. Schön, dass ich am Leben geblieben sei, sagte er, sie seien aber auf alles vorbereitet, von daher bräuchte ich mir keine Sorgen zu machen, Leben oder Tod, für ihn sei das ein Abwasch, und das könnte ich ihm glauben, nicht einfach, nein, das könne sich niemand vorstellen, was er schon erlebt hätte, schließlich arbeite er schon viele Jahre eng mit St. Panaritium zusammen, ja, er sei von seiner Dienststelle ausschließlich für St. Panaritium abgestellt worden, über fehlende Arbeit beklage er sich keinesfalls, eher das Gegenteil treffe zu.

Was soll ich sagen, ich unterschrieb sämtliche Papiere, bestätigte Heinz-Heinz Wobbel, dass ich nichts gesehen hätte, und irgend etwas, was nur im geringsten mit einer Explosion hätte verglichen werden können, sei nicht bis zu meinen Ohren vorgedrungen. Schwester Agnostica lächelte mich sehr freundlich an, der Mann im weißen Kittel meinte, eine weitere Injektion sei nun wohl nicht mehr vonnöten. Während er sprach, sah ich, wie ihm Schwester Agnostica ein Bündel Geldscheine in die Kitteltasche schob. Auch Heinz-Heinz Wobbel schien zufrieden mit dem Bündel Geld, welches Agnostica ihm in die geöffneten Hände legte.

Ich fand das sehr nett von Schwester Agnostica, denn allein schon der weite und gefährliche Weg durch die Mecklenburger Sümpfe bis nach St. Panaritium war meiner Meinung nach eine besondere Entlohnung wert.

Beim Hinausgehen legte mir Schwester Agnostica noch eine Handvoll Salzstangen auf den Schreibtisch. Ach, Agnostica, mir wird jetzt noch warm ums Herz, wenn ich an diese von Mitgefühl und echter Sorge getragene Geste denke. Ich fühle mich sehr wohl in St. Panaritium.

28. März 2010 – 8 Uhr

Heute Morgen keine Vorträge, keine Meditationsübungen, dafür aber ein zweites Frühstück. Es gäbe noch eine Menge zu verdauen, verkündete Schwester Agnostica über die Lautsprecheranlage, deshalb wolle sie allen Kursteilnehmern einen zusätzlichen freien Tag einräumen, hierdurch entstünden den Teilnehmern jedoch Zusatzkosten, sie sage es nur schon rechtzeitig, dass im Nachhinein keine unnötigen Beschwerden entstünden. Bedankenswerterweise habe sich die Klosterleitung dazu entschieden, ein zweites Frühstück, frische Salzstangen und

frisches Wasser, bereitzustellen. Wir sollten alle nur kräftig zulangen, der harte Klosteralltag mit den anstehenden Prüfungen zum Großen Panaritium hole uns schneller wieder ein, als uns lieb sein dürfe.

28. März 2010 – 14Uhr

Den freien Tag konnte ich bisher sehr gut nutzen, ich habe vorzüglich vor mich hin gegrübelt und dabei viele neue Erkenntnisse gewinnen können.

Weshalb, so fragte ich mich heute Vormittag, weshalb verlassen wir so selten unsere Körper? Haben wir Angst oder fehlen uns nur die dafür notwendigen Fertigkeiten?

Dabei ist es so einfach. Ich habe es sogar ohne Vorübung geschafft. Heute Abend werde ich es wieder versuchen, am besten nach dem Abendessen. Ich bin schon sehr aufgeregt. Versuche mich bis zum Abend mit einem Gedicht zu beruhigen.

### **AUFRUF**

Verkrampft krallen wir,  
wollen ihn halten,  
als hätten wir sonst  
nichts.

Dabei haben wir  
viel mehr:  
das Innere.

Doch fehlt der Mut.  
Mechanisch zerdrücken wir Pickel,  
die der Körper uns sendet  
zur Unzeit.

Lieber klagen wir über  
eitrige Geschwüre, Mundfäule,  
Blähungen und Ohrenschmalz,  
anstatt die Flucht zu planen.

Ich rufe euch zu:  
Nur Mut! Wohlan,  
beendet die Knechtschaft!  
Hinaus aus den Körpern!  
Es ist an der Zeit!

Ein sehr schönes Gedicht, finde ich. Wenn ich die Gedichte rechtzeitig vom Herd nehme, dann zerkochen sie nicht, können nicht anbrennen und munden vorzüglich. Ich habe wieder vieles dazugelernt. Das macht mich zufrieden. Ein wunderbares Gefühl schafft sich in mir Raum, es ist, als zwitscherten in mir junge Vögel.

28. März 2010 – 18.40 Uhr

Nach dem Abendessen – die Salzstangen waren frisch und knackig – bin ich mir nun gar nicht mehr so sicher. Was passierte, so frage ich mich, verließen alle gleichzeitig ihre Körper, wäre es nicht vergleichbar mit der Vorstellung, dass alle zum Straßenverkehr zugelassenen Kraftfahrzeuge urplötzlich auch am Straßenverkehr teilnähmen, kein parkendes Auto mehr, alle unterwegs, ein Verkehrskollaps unvorstellbaren Ausmaßes. Allein der Gedanke lässt mich schauern.

Bernhard, was für ein Glück, sage ich zu mir, Bernhard, gut, dass dein Gedicht noch nicht an die Öffentlichkeit gelangt ist. Nicht auszudenken, was es für eine Katastrophe losgetreten hätte. Gedichte haben eine unvorstellbare Sprengkraft.

Vorsichtshalber werde ich heute Abend lieber in meinem Körper bleiben.

Es sind kluge Gedanken, die ich denke. Bin sehr zufrieden mit mir. Und ich werde mich selbst moxen, auf jeden Fall, vielleicht sogar von außerhalb.

Muss aber jetzt in meine innere Küche. Nach dem Herd schauen.

Ich komme.

29. März 2010 – 5.30 Uhr

Bin heute sehr früh wach geworden. Immer ein Zeichen dafür, dass in mir ein neues Gedicht zur Reife gelangt ist. Ich werde den ruhigen Morgen nutzen, um es heil auf die Welt zu bringen. Das Kleine, ich würde es am liebsten jetzt schon zärtlich umfassen, es in den Schlaf wiegen, und kommt es als Kopfgeburt – die mag ich besonders, die Kopfgeburten –, dann wird ein regelmäßiger Windelwechsel vonnöten sein, und auch darauf freue ich mich.

29. März 2010 – 5.40 Uhr

Vom Hinterkopf her kriecht ein warm-drückender Schmerz langsam unterhalb der Schädeldecke vorwärts und nistet sich im Stirnbereich ein. Es ist so weit. Wellenartig krampft mein Gehirn, und wenn es sich wieder aufbläht, schlägt es mit einem dumpfen Ton rhythmisch gegen meine Schädelplatte.

Das ist Phase eins: Der lyrische Krampf. Nun kommt es nur noch auf mich an, das Gedicht ist bereit, es will schlüpfen.

Obwohl ich die notwendigen Abläufe und Verhaltensweisen bis ins kleinste Detail verinnerlicht habe, aufgeregt bin ich nach wie vor, es ist jedes Mal so, als gebäre ich mein erstes.

Jetzt kommt die schwierigste Phase, vollste Konzentration ist unabdingbar: Lässig stelle ich meinen linken Ellenbogen auf die vordere Schreibtischkante, mein rechtes Bein ist über das linke geschlagen, und meine Finger der rechten Hand spielen nervös mit einem angespitzten Bleistift, einem sehr spitzen Bleistift übrigens.

Das ist die klassische Geburtshaltung.

Phase zwei: Die innere und äußere Öffnung.

Der Augendruck nimmt zu, ich sehe verschwommen, der Bleistift zuckt wirt über das Papier, ich bin kaum noch bei Sinnen: Es kommt.

Die Phase drei: Austreibung.

Ich gönne mir eine kleine Verschnaufpause. Bin sehr gespannt, wie es wohl aussehen wird. So frisch geschlüpft und wehrlos. Bald kommt einer der schönen Augenblicke des Lebens, in Kürze werde ich das frisch Geschlüpfte zum ersten Mal in den eigenen, zitterigen Händen halten. Es wird so unsagbar zart, so glatt sein, wie alle neuen Gedichte es sind, es wird keine Runzeln und Falten haben – oder besser gesagt: nur wenige Runzeln und Falten –, ähnlich dem Neugeborenen einer Elefantenkuh. Ich werde es verteidigen gegen jede Unbill dieser Welt, dessen kann es sich sicher sein. Und jede Kritik am kleinen, wehrlosen Geschöpf wird von mir immer auch als ein Angriff auf meine Person empfunden werden. Ich stehe hinter ihm, das schwöre ich.

Das ist die Phase vier: Der Treueschwur.

29. März 2010 – 5.45 Uhr

Die Nachwehen haben eingesetzt. Das ist nicht weiter schlimm, ich muss jedoch Obacht geben, dass ich nicht versehentlich die Nabelschnur des neuen Gedichtes verletze, einklemme oder gar abreiße. Die Nabelschnur bleibt. Die Nachgeburtssphasen erfüllen mich immer mit besonderem Stolz, gilt es doch, aus dem Wirrwarr verschiedenster Nabelschnüre älterer Gedichte, behutsam die Verbindung zum jeweils neuen Gedicht freizulegen. Hier zeigen sich die Fähigkeit, die Geduld und die Erfahrung eines souveränen Geburtshelfers. Die zarte, frische Nabelschnur braucht noch für eine gewisse Zeit besonderen Schutz, bevor die Außenhaut verhornt und dann jedem Angriff

gegenüber gewappnet sein würde. Die Nabelschnur ist die Lebensversicherung des Gedichtes, nur so ist Symbiose möglich – ein Leben lang. Ist die Nabelschnur geschützt, kann die Nachgeburt erfolgen. Das, was man gemeinhin als unwichtige und zu vernachlässigende Nachgeburt bezeichnet, stellt für das Gedicht und seine empfindliche Nabelschnur die erste große Gefahr dar, denn würde etwas von der Nachgeburt, oft reicht nur ein einziges Wort, mit dem neuen Gedicht in Kontakt geraten – das Neugeborene wäre verloren für immer und ewig. Mit einem Schwall breitet sich nun mittels meines flinken Bleistiftes eine übelriechende Kloake aus Schmalztriefigkeit und Naivitätsgekröse über die Blätter auf meinem Schreibtisch aus. Es ist die Nachgeburt. Das ist Phase fünf: Die vollkommene innere Entleerung.

Erschöpft sinkt mein Kinn auf die Brust. Sekundenschlaf. Ein gefährlicher Moment. Denn das Denken geht weiter. Das ist wie beim Auto fahren, verpasst man wichtige Sekunden, weil man kurz eingeschlafen ist, dann kann diese Situation schnell zu einem Unfall führen. In meinem Fall spräche man von einem Denkunfall, also der Zusammenstoß verschiedener Gedanken, die sich in gegenläufiger Richtung begegnen.

Das ist Phase sechs: Der Gedankenschlaf.

29. März 2010 – 6.30 Uhr

Mit einem kurzen Aufschrei schrecke ich auf. Es ist 6.30 Uhr. Ich habe fast 45 Minuten Sekundenschlaf hinter mir, das dürfte reichen. Ich bin sehr zufrieden. Endlich ist es so weit. Die Geburt verlief problemlos und phasenkonform.

Aufgeregt schiebe ich die Blätter mit der Nachgeburt beiseite und greife nach dem Blatt mit dem neuen Gedicht. Wie wird es aussehen? Wird es mich, wird es die Menschen, für die es bestimmt ist, glücklich machen? Werde ich Menschen in Not damit helfen können?

Doch vor Schreck lasse ich plötzlich das Blatt mit dem frisch geschlüpften Gedicht fallen.

»Hans-Bernhard, Herr Weltek, wo sind Sie, ist noch jemand hier?«, ruft es von draußen, vom Gang her. Der Stimme nach dürfte es Pater Kilian sein. »Ich bin hier, in meinem Zimmer«, rufe ich zurück. »Es ist noch kein Aufschluss.«

»Kommen Sie, bitte, ich brauche Sie«, keucht Pater Kilian von außen, während er die drei Schlösser meiner Zellentür aufschließt.

»Ich komme«, rufe ich, so laut ich kann. »Ich komme.«

29. März 2010 – 18.30 Uhr

Ich muss mich auf das Höchste konzentrieren. Darf nichts vergessen. Alles fein säuberlich dokumentieren. Der große Wendepunkt in meinem Leben. Oder sogar der größte. Er liegt kurz vor mir oder ist bereits eingetreten. Höchstwahrscheinlich. So hoffe ich jedenfalls. Vielleicht.

Heute 20 Uhr findet die Wahl des Kloostervorstandes statt. Ich habe die besten Aussichten, gewählt zu werden. Trotzdem bin ich sehr aufgeregt. Macht bedeutet auch große Verantwortung, und sei es nur über ein leeres Klostergebäude. Ich bin bereit, ich will es tragen. Das Kloster und die Verantwortung. Bald werde ich dazugehören zu den Lenkern, zu den Entscheidern, zu denen, die eine Vision haben, eine Botschaft, eine ... Ich merke, wie ich unruhig werde, zu zittern beginne. Ich kann nicht weiter schreiben, irgend etwas hat sich verklemmt, ich muss in mich gehen. Am besten ein Gedicht. Ich muss es erzwingen, auf die Schnelle, in einer Stunde ist Wahl, dafür benötige ich einen klaren Kopf. Ich muss jetzt unbedingt schnell herausfinden, was mich beschäftigte, was meine Gedanken soeben derart stolpern ließ, dass ich eine Denkpause einlegen musste.

## **GEIST IN DER WANNE**

Als Baby legte man mich,  
geburtsfrisch wie ich war,  
in eine Wanne.

Ich war erstaunt:

Da lag ich nun,

glücklich und zufrieden,

und strampelte und planschte  
nach Herzenslust,  
doch fischte ich im Trüben.

Was für ein Glück:  
Mein Geist schärfte sich  
zur rechten Zeit

und ich sah:  
Das Wasser ist trüb!  
Das Wasser ist kalt!

Dann planschte ich weiter vor mich hin  
und wartete, dass er denn käme,  
der Stöpselzieher,  
der große Unbekannte,  
mein Lebensplaner.

Doch mein Geist  
wurde von Tag zu Tag schärfer,  
so dass ich rechtzeitig erkannte:  
Ich allein bin der Stöpsel  
meiner Wanne und nur ich  
ziehe an mir.

Das ist es. Wieder ein sehr gutes Gedicht.

Wie gut nur, dass die lyrische Begnadung in mir ein Eigenleben feiert. Wie nur, wie gehen sich die anderen, die normalen Menschen, die, die ohne lyrisches Innenleben halbblind durchs Leben stolpern, wie gehen diese Menschen sich auf den Leim, so wie es mir gegönnt ist? Das ist eine Frage, die möchte ich gar nicht beantwortet wissen, die Antwort stimmte mich zu traurig. Denn mein Herz ist groß, ich bedauere sie allzu gern, die Halbblinden, die Stolperer, die Nichtlyriker. Aber jetzt muss ich an mich denken. Ich stehe schließlich vor einer wichtigen Entscheidung. Die Wahl in St. Panaritium. Die Stunde Null. Der Aufbau eines neuen Klosters. Von Menschen für Menschen. Ich bin der Stöpsel, und nur ich ziehe an ihm. Ich bin der Stöpsel meiner eigenen Wanne. So ist es. Jeder Mensch sollte sein eigener Stöpsel sein. Dafür setze ich mich ein. Das ist meine Vision, meine Botschaft, meine Aufgabe ... ein blitzartiger Stich durchzuckt mein Gehirn. Die Vision, die Botschaft, der Auftrag, das war das Thema, in welchem sich vorhin mein Denken verhakte. Mein Gedicht hat den inneren Knoten gelöst. Eine Menge Erkenntnis hat es mir zugeschaufelt, so, wie es nur ein sehr gutes Gedicht vermag. Liebes Tagebuch, drücke mir bitte die Daumen, ich gehe zur Wahl. Später schreibe ich weiter. Auch über die Ereignisse vom Vormittag. Doch jetzt die Große Wahl Sankt Panaritium 2010.

Ich komme.

29. März 2010 – 22.15 Uhr

»Zwei—ter Ers—ter Vor—stands—bru—der.« Genüsslich langsam, jede Silbe gedehnt betonend, so stand ich fast zwanzig Minuten vor meinem Zimmerspiegel und zelebrierte den immer gleichen Satz: Guten Tag, sehr angenehm, sie kennenlernen zu dürfen, mein Name ist Hans-Bernhard Weltek, ich bin der Zwei—te Ers—te Vor—stands—bru—der des Klosters St. Panaritium, wie kann ich ihnen weiter helfen. Aus dem Spiegel sah mich ein entschlossener, ein willensstarker und ein

sich der schweren Bürde bewusster Hans-Bernhard, Zwei—ter Er—ster Vor—stands—bru—der von St. Panaritium, an. Ich konnte mich nicht satt sehen an mir selbst. Ich fühle mich, wie soll ich sagen ... Irgendwie bin ich mir selbst näher gekommen seit meiner erfolgreichen Wahl. Und zwar so ein großes Stück, dass ich mit mir selbst deckungsgleich werden konnte.

Was ist geschehen?

Die eigene Wertschätzung wahrscheinlich. Die hat zugenommen, glaube ich. Ich mag mich jetzt wieder. Hans-Bernhard mag Hans-Bernhard. Klingt gut. Das ist ein sauberer Zustand.

Macht zieht Menschen an, wie ein Magnet, auch wenn man selbst daran hängt, am Magneten, und an der Macht natürlich. Daran hängt so vieles. Auch das eigene Ich.

Ist man mächtig, kommt man sich plötzlich näher, man verschmilzt mit sich selbst. Das ist das Geheimnis der Macht. Nicht mehr nachdenken über sich und das eigene Ich und alles andere, was damit zusammenhängt, nein, das alles ist ab sofort unnötig, denn ich bin bereits mit mir selbst verschmolzen – oder verbacken, wenn man so sagen will. Die Gedanken, die jetzt frei haben, nicht mehr an der Baustelle des eigenen Ichs benötigt werden, die sich also nicht mehr mit mir selbst beschäftigen müssen, diese Gedanken kann ich nun gewinnbringend einsetzen, kann damit gestalterisch Visionen entwickeln, Menschen mit Argumenten niederringen, um ihnen ein besseres Leben einzupflanzen, oder ich lege ein Gedankendepot an für schlimme Tage. Plötzlich ein Stich, es fühlt sich an wie ein Quickie. Ein schnelles Gedicht will an den Tag. Auch dies ist möglich, im Fahrwasser der Macht gibt es viele Überraschungen. Noch vor meiner Wahl hätte ich es mir nicht zugetraut, ein Quickie-Gedicht.

### **DIE INNERE EINSEGNUNG**

Hörst du das Rasseln der eisernen Hemden,  
es dröhnt und scheppert von allen vier Wänden.  
Die Macht verleiht dir ein schützendes Kleid.  
Ein Ritter bist du, zu allem bereit.

Den Menschen zu helfen in Not und in Angst:  
Hans-Bernhard, wo immer du läufst, wohin du gelangst,  
gedenke auf ewig deiner geadelten Gründe,  
befreie die Menschen von Angstschweiß und Sünde!

Empfange den Segen, du kannst es nun wagen.  
Das Böse erzittert und flieht unter Klagen.  
Hans-Bernhard, mein Ritter, du packst es am Kragen.  
Mit dem Schwert deiner Lyrik wirst du es jagen.

So lass mich dich segnen, du Kämpfer des Guten,  
empfange die Kraft, die Welt neu zu booten.  
Sprich jetzt: Ich kann, und ein zweifaches: Amen!  
Beglücke die Welt und verspritz deinen Samen!

Mein inneres Ich hat mich bestätigt. Ich bin sehr glücklich. Wenn Lyrik und Macht sich vereinigen, dann wächst zusammen, was zusammengehört, dann ist die Menschheit gerettet. Das ist eine sehr schöne Erkenntnis, ich werde sie mir separat notieren. Die innere Verschmelzung im Backofen der Macht und die innere Einsegnung. Ich glaube, das habe ich gerade erlebt vor dem Spiegel. Meine Verschmelzung mit meinem eigenen Ich. Ein wunderschönes Gefühl. Doch auch anstrengend. Gerade nach der aufregenden Wahl. Nun sitze ich hier am Schreibtisch und möchte Ordnung in meine Geschichte bringen. Ich bin nun berühmt. Meine Vita erfährt bald großes öffentliches Interesse. Deshalb gilt ab sofort: Eine saubere

Biografie muss her. Eine klare Darstellung des eigenen Lebensweges.

Dazu gehört auch, zu schreiben von der großen Enttäuschung des heutigen Vormittages. Und von der Wahl werde ich berichten, um zu zeigen, dass St. Panaritium mit mir und Pater Kilian einen demokratischen Neuanfang gewagt hat.

Ich lehne mich zurück und sinniere.

Nur einige Stunden ist es her, seit Pater Kilian mich heute früh aus der Zelle geholt hat.

Nachdem er meine Zelle aufgeschlossen hatte, fiel er direkt in meine Arme und gleich darauf in eine kurzzeitige Ohnmacht. Ich schaute natürlich über mich, doch konnte ich keinen Kilianschen Körperaustritt wahrnehmen. Der Zustand dürfte nicht lange anhalten, das wusste ich aus eigenem Erfahren. So war es auch. Kaum war Kilian wieder bei Bewusstsein, sprudelten die Worte wild aus seinem Mund. Ich verstand zunächst nicht viel, eigentlich gar nichts. Pater Kilian, der bald wieder auf den Beinen stand, zog mich hinter sich her hinaus auf den Flur.

»Alle weg«, sagte er, dann kicherte er in einem schrillen Ton, dass meine Ohren zu schmerzen begannen.

»Agnostica, alle Kursteilnehmer, einfach alle, und das Schlimmste, es ist unfassbar, kommen Sie, Hans-Bernhard«, sagte er und schob mich vor sich her den Gang entlang. Er zeigte mir ein Zimmer nach dem anderen. Alle leer. Alle offen stehend. Ein Zimmer jedoch blieb verschlossen.

»Heidrun Xirzenbach?«, fragte ich. »Das ist doch ihr Zimmer?«

»Nein«, antwortete Kilian und schob mich weiter den Gang entlang. »Frau Xirzenbach hat unser Kloster schon am zweiten Tag des Seminares heimlich verlassen, und um die Kursteilnehmer nicht zu entmutigen, haben wir daraufhin beschlossen, dass unser Praktikant Wotan ihre Rolle übernimmt«, antwortete Kilian. »Die ganzkörperverhüllte Xirzenbach war lediglich unser Praktikant Wotan. Klaus Peter Wotan. Direktor der Raiffeisenbank Mecklenburger Sumpf eG. Ein Urlaubsjob. Wegen der Finanzkrise. Er hat die Rolle, finde ich, hervorragend gespielt.«

»Estragon und Wladimir? Was ist mit denen?«

»Auch weg, alle geflohen. Kommen Sie, kommen Sie«, drängte Kilian, »das ist noch lange nicht alles, die größte Katastrophe kommt erst noch, ich will es Ihnen zeigen.«

Was Kilian mir dann zeigte, sprengte die Grenze meines Vorstellungsvermögens. Und ich vermag, mir sehr viel vorzustellen. Zum Beispiel meine eigene Vorstellung: Guten Tag, mein Name ist Hans-Bernhard Weltek, ich bin der Zwei—te Ers—te Vor—stands—bru—der ...

Aber das kam ja alles später.

Wo war ich stehen geblieben? Ach ja, die Offenbarung der Wahrheit. Als mir das Ausmaß der Katastrophe doch noch bewusst wurde, war es dann das zweite Mal am heutigen Morgen, dass Pater Kilian und ich einander in die Arme fielen. Vor Schmerz, vor Wut, vor Verzweiflung, vor bitterster Enttäuschung, vor Hoffnungslosigkeit und vor allem deshalb, weil sich allmählich ein zartes Freundschaftsband zwischen uns beiden zu knüpfen begann. Und so weinten wir gemeinsam ehrliche Männertränen, wie nur gestandene Männer sie zu weinen verstehen. Jeder eine.

Doch Hausmeister Kilian wäre nicht Hausmeister geworden, stünden ihm nicht spezielle Tugenden zur Seite. Er ist ein Mann der Tat, ausgestattet mit Willenskraft und Überlebenswillen.

»Hans-Bernhard«, sagte er, »wir dürfen die Idee des Klosters nicht sterben lassen.«

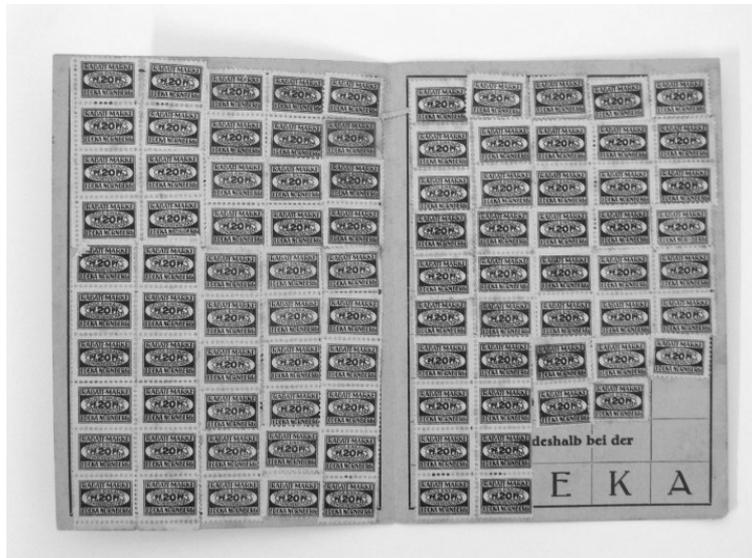
Während ich noch überlegte, welche Idee er denn damit meinte, setzte er an, eine ergreifende, eine flammende Rede zur Rettung des Klosters zu halten.

Ich war leider zu aufgewühlt, um seinen Worten lückenlos folgen zu können. Zu schockierend waren die vielen Neuigkeiten. Ich versuchte, die Informationen zeitlich zu ordnen:

Heinrich Maria Mox und Schwester Agnostica haben von Beginn an in ihren dunklen Absichten zusammen gearbeitet.

So sprengte Heinrich Maria Mox mit seinem Lingurator ein Loch in die Klosterwand. Genau dort, wo der Klostertresor in der Wand eingebracht war. Mit einer einzigen Sprengung konnten sie so den

Tresor herausbrechen und sich gleichzeitig eine Fluchtmöglichkeit schaffen. Wie groß jedoch mag die Enttäuschung gewesen sein, als beide verzweifelt bemerkten, dass nur ein geringer Teil des Klosterschatzes sich darin befand – nur das Salzstangenbonusheft –, denn Hausmeister Kilian hatte nicht geschlafen, im Gegenteil, frühzeitig hatte er schon Witterung aufnehmen können und mit Argusaugen jeden Schritt der beiden Delinquenten engmaschig überwacht.



*Abb. 10: Salzstangenbonusheft*

Aus Sicherheitsgründen brachte er dann den Klosterschatz gerade noch rechtzeitig an einen geheimen Ort. Als Pater Kilian mir über diese Tatsache berichtete, lag ein Glanz in seinen Augen, dass ich mich geblendet abwenden musste.

Deshalb also ist Agnostica noch einmal zurückgekehrt an den Ort ihres Verbrechens. Deshalb stand sie gemeinsam mit Heinz-Heinz Wobbel an meinem Krankenbett. Deshalb der von ihr verkündete freie Tag. Sie war auf der Suche nach dem Versteck des Schatzes.

Gerissen, wie sie war, beauftragte Agnostica kurz vor der geplanten Sprengung Hausmeister Kilian damit, Klaus Peter Wotan, dessen Urlaub beendet war, durch die Mecklenburger Sümpfe zurück zur Raiffeisenbank zu geleiten, und bei der Gelegenheit auf dem Rückweg in der Bäckerei Gniethnagel die Salzstangenbestellung des Klosters für den kommenden Monat aufzugeben. Zwei Tage schaltete sie damit Pater Kilian aus.

Gerissen, wie Pater Kilian war, nutzte er aber zuvor die Gelegenheit, die sich ihm mit dem Auftrag Agnosticas erschloss. Anstatt des Salzstangenbonusheftes nahm er den Schatz aus dem Tresor.

Nach der Öffnung des leeren Tresors blieb Agnostica nur noch ein Tag für die Suche nach dem versteckten Klosterschatz, ohne von Pater Kilian dabei gestört zu werden. Sie stand wohl unter enormen Zeitdruck. Ihr zu Hilfe kam das Wissen um die Bestechlichkeit der Mecklenburger Sumpfgarde und des Arztes, der für das Sumpfgebiet zuständig ist. In Begleitung des Sumpfgardisten Heinz-Heinz Wobbel und des zuständigen Sumpf- und Seuchenarztes konnte sie unverdächtig wieder Zugang ins Kloster finden. Laut Pater Kilian war die Suche jedoch erfolglos geblieben.

Ich denke, wenn sie mich täuschen konnten, dann wird es für Agnostica und Heinrich Maria Mox eine Leichtigkeit sein, den Rest der Welt ebenso zum Narren zu halten. Außer Hausmeister Kilian. Solange Pater Kilian im Kloster wacht, denke ich, ist der Schatz sicher.

Ich schreckte in meinen Gedanken kurz auf und hörte Kilian fragen: »Bist du bereit, Hans-Bernhard, einen demokratischen Neuanfang zu wagen, mit einer Wahl, deren Ergebnis getragen sein

soll von den Grundsätzen: Gerechtigkeit, Transparenz, Bürgernähe, Nachvollziehbarkeit, Interessenausgleich, Amtswürde, Gewissenhaftigkeit, Moral und Selbstbescheidenheit?«

Ich war verduzt, die Ereignisse schwirrten noch unkontrolliert in meinem Kopf umher, ich sagte: »Ja, aber.« Daraufhin fiel mir Pater Kilian wiederum um den Hals und ich konnte nicht anders, ich erwiderte diese herzliche Geste. Das war das dritte Mal. Und plötzlich durchzuckte mich ein rasender Schmerz, eine schwierige Geburt stand vor der Tür, eine enge, ehrliche Männerfreundschaft. Vielleicht kann ich sie noch herauszögern, überlegte ich, nachdem der Schmerz nachließ. Denn ich wusste nicht, ob ich schon dazu bereit wäre.

»Jeder von uns hat eine Stimme, wir wählen einstimmig, aktives und passives Wahlrecht für uns beide. Einverstanden? Treffpunkt 20 Uhr Speiseraum.«

»Das heißt, ich könnte in den Vorstand des Klosters gewählt werden?«, fragte ich ungläubig.

»Rein theoretisch möglich«, murmelte Kilian nachdenklich in seinen Bart. »Rein theoretisch möglich.« Ich wähle, dachte ich, ich wähle.

Ja, was soll ich noch erzählen? Die Wahl selbst verlief mustergültig. Jeder von uns beiden hatte eine Stimme, das hatten wir vorher vereinbart. Es sei strengstens verboten, sich selbst zu wählen, meinte Pater Kilian dann noch einmal kurz vor der Stimmabgabe. Denn wenn nicht, könnte ja jeder gewählt werden. Hier gehe es schließlich um ihn, einen gestandenen Hausmeister. Und um einen hervorragenden Kursteilnehmer, der beinahe das Große Panaritium abgelegt hätte.

Den leeren Kleiderschrank in Agnosticas Zimmer nutzten wir als Wahlkabine. Zunächst stieg Pater Kilian in den Schrank, nach ihm ich. Bei mir dauerte es etwas länger, denn im Schrank war es stockdunkel. Hausmeister, glaube ich, sehen in der Dunkelheit besser als die meisten ihrer Mitmenschen. Das mag daran liegen, dass viele Details ihrer segensreichen Tätigkeit im Verborgenen liegen.

Nun hatten wir gewählt und Pater Kilian stieg nochmals in den Schrank zur Auszählung der Stimmen. Aus der Tiefe des Schrankes klang dumpf seine Stimme: »Abgegebene Stimmen: Fünf. Auf Pater Kilian entfallen: Vier. Auf Hans-Bernhard Weltek: Eine.«

Dann kam er aus dem Schrank gesprungen und umarmte mich zur Wahl. »Hans-Bernhard Weltek, Zweiter Erster Vorstandsbruder von St. Panaritium«, sagte er zu mir. Und nun konnte ich mich nicht mehr halten, die Männerfreundschaft war besiegelt, ich fiel ihm um den Hals. Das war das vierte Mal.

Ich freute mich natürlich für Pater Kilian, bei dem, was er alles für das Kloster geleistet hat, ist es doch nur recht und billig, dass er mit so vielen Stimmen gewählt wurde. Ein wenig rätselte ich noch darüber, wer mir wohl seine Stimme gegeben haben mochte.

Jedenfalls werde ich das in mich gesetzte Vertrauen nicht enttäuschen. Dafür stehe ich mit meinem Namen: Hans-Bernhard Weltek, Zweiter Erster Vorstandsbruder von St. Panaritium.

Nun beginnt die Arbeit: Ein neues Kloster. Mit saubereren Ideen. Und züchtiger Ordnung.

Ich komme.

30. März 2010 – 5.20 Uhr

Bin heute schon sehr früh wach. Vorsichtshalber. Im Vorstand muss man hellwach sein.

Das ist so, als säße man den ganzen Tag auf dem Hochsitz im Wald und ordnete von dort aus das chaotische Durcheinander von Wildwuchs und Wildwechsel. Und nur schießen geht auch nicht, schon von der Munition her. Hellwach, das ist es: beobachten, analysieren, entscheiden.

Ab und zu ein Schuss. Ich fühle mich sehr geeignet.

30. März 2010 – 6 Uhr

Bin wohl noch einmal am Schreibtisch eingenickt. War mir zunächst unsicher, ob dies in Ordnung geht, bin aber zu der Überzeugung gelangt, dass gerade Führungskräften in ihrer äußerst verantwortlichen Tätigkeit öfters einmal ein Schreibtischnickerchen zustehe.

Denke daran, sage ich zu mir, du hast nicht nur Pflichten, auch angenehme Dinge sind den

Führungseliten zugestanden. Dieser Gedanke macht mich sehr glücklich, und ich lasse mich ein wenig innerlich baumeln, schalte die Gedanken vollkommen ab und bemerke dabei, wie meine Hand über das Papier jagt und ein neues Gedicht entstehen lässt.

### **DIE FRÜCHTE HARTER ARBEIT**

Kurze Hosen bis zum Knie  
trag ich nimmer, niemals, nie.  
Billigstoffe aus Fernost,  
dünne Suppen, Schmalhanskost,

harte Betten, enge Räume,  
in Schwarzweiß die eig'nen Träume;  
Schluss damit für alle Zeiten:  
Vorstands-Bernhard meidet Leiden.

Hab die Nase voll vom Selber-Dichten,  
lass es fortan Knechte richten.  
Schlafe bis zur Mittagszeit,  
sing dann voll Heiterkeit:

Zweiter Erster Vorstandsbruder –  
Weltek steht am Steuerruder.

30. März 2010 – 6.30 Uhr

Bin wieder kurz eingenickt. Das macht mich sehr zufrieden. Ist dies doch ein sicheres Anzeichen dafür, dass ich in meine neue Rolle schon hineingewachsen bin. Andere haben da sicherlich größere Probleme. Das ist auch der Grund, weshalb gerade ich in den Vorstand gewählt wurde. In dreißig Minuten wird es ernst. Ich werde mit Pater Kilian frühstücken – ein Geschäftsessen. Wir haben vieles abzustimmen, besonders meine neue Ideen, auf die ich warte, dass sie sich bald einstellen.

30. März 2010 – 10.20 Uhr

Zwischen Pater Kilian und mir hat sich ein festes Freundschaftsband geschlungen. Zur Feier des Tages gab es edelste Salzstangen. Kilian meinte, diese seien vor über dreißig Jahren in der Klosterbäckerei gebacken worden – damals hatte das Kloster noch eine eigene Salzstangenbäckerei –, und man schmecke jedes Jahr der außergewöhnlich professionellen Lagerhaltung. Gute Salzstangen reifen erst unter kundiger Hand zu dem, was sie einmal werden sollen – eine Delikatesse.



*Abb. 11: Salzstangen (Vorstands-Edition) im Abendlicht*

Ich musste Pater Kilian zugestehen, dass er ein feines Händchen besitzt, große Momente noch größer erscheinen zu lassen. Für mich war es auf jeden Fall ein historischer Moment. Ich schob eine der wertvollen, gut abgelagerten Salzstangen in meinen Mund, wo sie sich, butterweich wie sie war, sofort zu einer breiigen Masse verwandelte, aus deren Mitte ein Feuerwerk an Sinneserfahrungen auf mich abgeschossen wurde. Die muffige Feuchtigkeit des Klosterkellers verbündete sich mit ehrlichem Bäckerschweiß. So schwelgte ich beim Genuss der Salzstange in der Historie des Klosters. Wir vom Vorstand sollten Nähe zeigen. Die Dinge vor Ort spüren, riechen, schmecken, fühlen – nur so ist es möglich, auf Probleme rechtzeitig reagieren zu können, die Nöte der Menschen vor Ort zu erfassen und sie zum Glücklichen zu erziehen, das waren meine Gedanken, als ich mir eine Salzstange nach der anderen in den Mund schob.

Wir haben eine Menge besprochen, Pater Kilian und ich. Kein Wunder, es gibt eine Menge zu erledigen und umzugestalten. Kann mich aber leider jetzt im Einzelnen nicht daran erinnern. Also die einzelnen Punkte, die wir besprochen haben, sind mir nicht alle in ihrer Gänze parat. Vielleicht liegt es daran, dass ich die Dinge oftmals in ihrer Komplexität wahrnehme, anstatt, wie es so viele Menschen tun, die Dinge sofort in ihre Einzelteile zu zerlegen. Vernetzung ja, Isolierung nein – das ist mein Credo.

Eigentlich ist es wie im Hühnerstall: Der Bauer kommt und wirft eine handvoll Körner in den Stall. Die Hühner, die nicht so sind wie ich, laufen nun jedes zu einem Korn, picken es auf und fertig. Dann galoppieren sie zum nächsten Korn – und so geht es weiter bis kein Korn mehr auf dem Boden liegt. Doch welches Huhn hat wahrnehmen können, wie schön es aussah, als die Körner, wahllos verteilt, auf dem Boden lagen? Keines. Nur ich. Und das ist der Vorteil, wenn man komplex denken kann. Ja, ich weiß, das komplex denkende Huhn, also ich, hat doch auch Hunger, und nach Beendigung seiner Beobachtung ist kein Körnchen mehr übrig. Das stimmt. Aber für manche Probleme gibt es nun einmal keine schnellen Lösungen. Wie das Problem St. Panaritium. Wir vom Vorstand werden einen langen Atem zeigen müssen. Aber ich bin zuversichtlich. Sehr zuversichtlich.

## **VON DER ZUVERSICHT DER HÜHNER**

Nachts träumen wir vom Körnerland.  
Mit zuckenden Schnäbeln

durchbohren wir die Leere der Nacht

und erhoffen den Morgen  
in Geduld und Gesang:  
Hoch lebe der Bauer, unser Hühnergott!

Er allein leuchtet den Morgen  
und verleiht ihm goldkörnigen Glanz.  
Komm zu uns mit deinem Körnersegen,

so rufen wir im Chor und wissen doch,  
er wird kommen mit edlen Gaben,  
und seine Hände werden gefüllt sein.

Ich zucke auf. Ein neues Gedicht ist geschlüpft, ohne dass ich es bemerkt habe. Das bereitet mir ein wenig Sorge, denn meine Kraft benötige ich für die Rettung des Klosters, und ich weiß nicht, wie viel Energie mich jeweils ein Gedicht kostet, zumal es sich bei meinen Werken um Dichtgut handelt, das sich dem Leser direkt ins Herz bohrt. Aufwändige Sache so etwas, das zieht eine Menge Energie aus dem Körper. Ich muss mich in Zukunft zurückhalten, kann nicht jedes geburtswillige Gedicht auch zur Geburt freigeben. Schwierig, schwierig, denn ich bin noch im besten geburtsfähigen Alter. Zur Sicherheit werde ich es erst gar nicht durchlesen, zumal ich plötzlich alles verschwommen sehe. Eine den gesamten Körper durchflutende Müdigkeit befällt mich. Ich glaube, ich muss meinen Kopf kurz auf die Schreibtischpla ...

30. März 2010 – 20 Uhr

Vor einer halben Stunde bin ich aufgewacht. In meinem Gesicht tiefe Abdrücke von den auf meinem Schreibtisch befindlichen Utensilien. Ich muss wohl ziemlich plötzlich und unerwartet aufgefahren sein, so dass Pater Kilian im gleichen Moment anscheinend vor Schreck sein Gleichgewicht verloren haben dürfte, denn er lag direkt vor mir auf seinem Bauch und blickte in Richtung meines Bettes.

Dieser Anblick ließ mich erneut – diesmal aber aus Sorge um Pater Kilian – einen Schreckensschrei von mir geben, aufgrund dessen Pater Kilian in einer Geschwindigkeit aufsprang, die in mir den Zweifel nährte, ob ich mich nicht einer Sinnestäuschung hingab, als ich gerade noch vermeinte, ihn auf dem Boden habe liegen sehen. Pater Kilian klopfte mir auf die Schulter. »Bernhard, mein Freund, mein Vorstandsbruder, ich wollte keinesfalls deinen Schlaf stören, doch trieb mich ein schwerwiegendes Problem in dein Zimmer.«

Ich war zwar noch leicht benommen, doch Kilians Worte erzeugten in mir Glücksgefühle ungeahnten Ausmaßes, wie er mich duzte und von unserer Freundschaft sprach, ich fühlte mich vor Glück wie gelähmt.

»Lieber Bernhard«, sagte er, »ich habe gerade dein Zimmer inspiziert und ich muss sagen, Hans-Bernhard, dies alles ist deiner unwürdig. Wir vom Vorstand gieren nicht nach Ruhm und Eigentum, wir stehen für die Sache selbst, wir repräsentieren unser geliebtes Kloster St. Panaritium. Die positive Außenwirkung wird in Zukunft eine entscheidende Rolle für den geplanten Erfolg unseres Unternehmens bilden. Du kannst nicht mehr in diesem viel zu engen und nur dürftig eingerichteten Zimmer bleiben. Du musst umziehen. Da ich aber schon Erster Erster Vorstandsbruder bin, ist nun dir, lieber Hans-Bernhard, das Privileg zugestanden, Agnosticas Zimmer zu beziehen.«

Ich war sprachlos. Kilian ist ein feiner Charakter, außergewöhnlich, das findet man heutzutage kaum mehr bei Menschen, bei Tieren ab und zu, doch bei Menschen ...

»Überlege nicht zu lang, nutze dein Privileg«, sagte Kilian. »Ich habe noch einiges zu erledigen, wir sehen uns dann.« Er winkte mir freundschaftlich zu, als er das Zimmer verließ.

So viel Neues und Gutes, was auf mich einströmt. Ein Umzug steht auch noch bevor. Bald werde

ich in der Zentrale des Klosters wohnen, in Agnosticas ehemaliger Suite.



*Abb. 12: Agnosticas Suite – Deckenansicht*

Vielleicht spiele ich einige Lieder zur Gitarre, nur zur Würdigung dieses feierlichen Momentes. Vielleicht eher später – ich bin so durcheinander, so viel Glück, so viel Verantwortung. Viel habe ich erreicht. Weil ich mir selbst treu geblieben bin und weil ich immer an mich geglaubt habe, aber auch weil Pater Kilian mich in sein Herz geschlossen hat.

Ich muss meinem Freund Kilian unbedingt ein Gedicht widmen, wenn nicht er, wer hat es denn dann verdient. Doch leider habe ich heute schon zwei zur Welt gebracht. Zwei Gedichte. Ich sollte meine Kräfte schonen. Für St. Panaritium.

Da kommt mir die rettende Idee: Libkowsky ist mir noch einen Gefallen schuldig, soll er doch für mich ein Gedicht zu Ehren des Hausmeisters, meines Freundes, Pater Kilian, schreiben. Werde ihn gleich anrufen.

30. März 2010 – 20.45 Uhr

Auf dem Weg vom Telefon zurück in mein Zimmer begegnete mir Pater Kilian auf dem Flur.

»Bernhard, mein Freund«, sagte Kilian. »Ich zeige dir gleich dein neues Zimmer, mit allen Bequemlichkeiten und Extras, die es zu bieten hat. Schön, dass du dich dafür entschieden hast.«

Mit diesen Worten schob er mich vorwärts. Wir verließen unseren Flur, stiegen hinab ins Erdgeschoss und liefen bis zum anderen Ende des Ganges. Die letzte Tür auf der linken Seite, das war es, Agnosticas Zimmer. An der Tür stand in großen Buchstaben geschrieben: Denn die Leiter dieses Volkes sind Verführer, und die sich leiten lassen, sind verloren. (Jesaja 9,15).

Darunter stand: Schwester Agnostica – Klosterleitung.

Ein seltsamer Wahlspruch, dachte ich vor mich hin. Pater Kilian schien mein Zögern bemerkt zu haben und erklärte mir, dass man hier an der Tür schon schnell ein Gespür für Agnosticas kriminelle Energie und die Verdorbenheit ihres Wesens entwickeln könnte, wenn man denn nur wollte.

Während Kilian die Tür aufschloss, wischte ich mit meinem Ärmel über die Buchstaben des Türspruches, schreckte jedoch schnell zurück, als ich bemerkte, dass die Farbe verschmierte, weil sie noch frisch war. Ist das möglich, dachte ich, wurde aber im gleichen Moment von Kilian ins Zimmerinnere gezogen. Ich blickte mich um und war etwas verwirrt, hatten wir doch bereits die Vorstandswahl in Agnosticas Zimmer abgehalten. Doch in diesem Zimmer hier stand kein Schrank, kein Tisch, kein Stuhl, kein ... Das Zimmer war vollkommen leer. Ich machte einen Schritt zum vergitterten Fenster hin, als Kilian schon an der Tür war, und mir von dort beschied, dass ich kurz einmal warten möge, er habe etwas vergessen, dies müsse erledigt werden, er käme gleich zurück. Dann verschloss er die Tür von außen.

Er muss sich wohl sehr schnellen Schrittes entfernt haben, denn er schien es nicht gehört zu haben, dass ich ihm lauthals hinterher rief: »Pater Kilian, Freund und Vorstandsbruder, warte auf mich, ich komme.«

30. März 2010 – 23 Uhr

Es sind nur etwas mehr als zwei Stunden vergangen seit meinem letzten Eintrag, doch kommt mir

die verstrichene Zeit ungleich länger vor. Zeitdehnung. Ein Phänomen, welches ich gedanklich noch nicht bearbeiten konnte, das heißt, gekonnt hätte ich bestimmt, doch bisher bin ich glücklicherweise in noch keine Zeitdehnung dieser Intensität geraten. Es ist furchtbar. Kaum auszuhalten.

Das leere Zimmer, das Warten, die Unklarheit? Ich weiß nicht genau, was die Ursache dafür sein könnte. Um ehrlich zu sein, ich weiß gar nichts mehr.

Viele wichtige Dinge in meinem Leben treten plötzlich in den Hintergrund. Manches – vor kurzem noch als bedeutungsschwer eingeschätzt – verblasst im Angesicht meiner jetzigen Situation.

Weshalb der Kaschubke zum Beispiel unentwegt seine leeren Plastiktüten mit sich trägt und seine Umgebung durch stetes Rascheln der Einkaufstüten auf den fragwürdigen Besitz selbiger hinweist, das ist eine Frage, die sich mir nicht mehr stellt, zumindest im Augenblick nicht, denn ich kämpfe mit mir oder gegen wen auch immer hier im leeren Zimmer, allein auf mich gestellt; eine Geisel der Zeitdehnung.

Vielleicht sollte ich ein Gedicht zu mir sprechen lassen. Vorsichtshalber nehme ich dazu die klassische Geburtshaltung ein, sitze also im Schneidersitz auf dem Boden, mein Mund leicht geöffnet, die Schultern hängen nach unten, meine Hände liegen, zu Schalen geöffnet, locker auf meinen Knien; und schon spüre ich das vertraute Gefühl: Es kommt. Ich bin schon sehr gespannt auf die Antworten, die es für mich bereit halten mag.

Doch was ist das? Irgendwie fühlt es sich anders an als gewöhnlich. Als hätte sich etwas verhakt. Das Gedicht sträubt sich, hat sich womöglich verknäult. Ich muss stärker pressen, es zwingen, denn noch nie war es nötiger als jetzt, den eigenen Weg – gerade weil ich in eine Zeitdehnung gerutscht bin – vom Gedicht ausleuchten zu lassen.

### **EIN MANN, EIN ZIMMER, KEIN GEDICHT**

Komm zu mir, mein Richtungsweiser,  
große Not fühl' ich in mir.  
Bin vom Betteln, Winseln heiser,  
horch, mein Flehen wird schon leiser,  
zeig dich mir im Jetzt und Hier.

Welches Huhn glaubt mir, dem Hahn,  
wenn ich leer bin – innerlich?  
Das ist furchtbar fürchterlich.

Sollst mir Antwort geben, mich beraten,  
bin so hilflos ohne dich.  
Muss jetzt pressen, dich bedrängen,  
alles bleibt sonst an mir hängen.  
Leeres Zimmer, kein Gedicht – das ist furchtbar  
fürchterlich.

Entgeistert starre ich auf das Gedicht, wie es mir mit seinem frechen Antlitz entgegengrinst, als wüsste es nicht selbst, dass es vollkommen inhaltsleer daherkommt. Prima, so klug war ich vorher schon. Das Gedicht beschreibt meine augenblickliche Situation. Sagt ein Durstiger laut, er habe Durst – wird davon sein Durst gestillt, befrage ich das Gedicht. Es schweigt. Aus gutem Grund. Ich würde mich schämen an seiner Stelle. Ein Gedicht soll Orientierung geben, die Zukunft beleuchten oder die Gegenwart stabilisieren. Gefüllt mit Antworten bis an den Strophenrand, so dass der Leser problemlos eine passende Frage dazu in sich entdecken kann, eine Frage, die der Lesende ohne das Gedicht niemals ... aber was erzähle ich alles, ich komme nicht umhin, mir einzugestehen, dass ein Teil der Schuld auch auf mich fällt; ich hätte es ahnen müssen, eine Frühgeburt ist dieses Gedicht, und ich glaube nicht, dass es Stärke genug besitzt für ein Leben als Gedicht. Vielleicht habe ich

doch zu stark gedrängt, zu heftig gepresst? Jetzt jedoch ist es zu spät. Mich selbst zu bestrafen für meine Nachlässigkeit, hauchte dem Gedicht auch keine Antworten ein, die mir weiterhülften. Und überhaupt »weiterhülften« – ein typisches Wort einer Zeitdehnungsphase.

Eine ganze Seite nimmt es ein in meinem Tagebuch, dieses Nichtsnutzgedicht, doch es hat keinen Inhalt, also nichts, woran ich mich aufhängen könnte, im Gegenteil, es schnürt mir den Atem, ich verflache, alles verflacht, gerade so, als triebe ich kopfunter im seichten Wasser einer ausgetrockneten Dichtung, so fühle ich mich, und nirgends Land in Sicht, nur leere Zimmer. Nun gut, ich übertreibe ein wenig: Es ist nur ein einziges leeres Zimmer, in welchem ich hocke. Nicht mehrere. Aber das eine reicht mir zur Genüge.

Doch es gibt noch Schlimmeres: Das Gedicht füllt eine Seite meines Tagebuches.

Und das Allerschlimmste: Es kommt daher im Kleid meiner eigenen Handschrift.

Wichtige und kluge Gedanken wollte ich in meinem Tagebuch sammeln – nicht nur für mich, auch für die restliche Menschheit, besonders für die, aber auch für jene, die dazulernen wollen, die sich mit einfachen Antworten nicht zufrieden geben können, und für die, die mehr wollen als nur Billigerklärungen von der Stange, und für die, die noch in die Tiefe blicken möchten, nicht nur über den Suppenschüsselrand hinweg, nein, für die, die in die Tiefe der Suppe selbst eintauchen wollen, den Suppengrund inspizieren möchten, und natürlich auch für die, die sich selbst beim Versteck spielen nicht mehr finden können, weil sie sich an ihr eigenes Versteck nicht mehr erinnern, jedoch niemanden fragen können, weil sie Einzelspieler sind, so wie ich auch einer bin.

Mein Tagebuch, eigentlich handelt es sich ja um ein Denkbuch, mein Tagebuch beinhaltet nun – unfreiwilligerweise – ein schlechtes Gedicht, damit werde ich wohl leben müssen, denn meinem ersten Impuls, es durch Herausreißen der Seite einfach zu entfernen, kann ich nicht nachgeben, leider befinden sich auf der Rückseite die Notizen vom heutigen Vormittag, und die sind wichtig, beschreibe ich doch dort die Anfänge der tiefen Männerfreundschaft zwischen Pater Kilian und mir. Ich denke, mein Freund Kilian wird es mir danken, wenn wir gemeinsam in ferner Zukunft entspannt in die Vergangenheit schauen sollten; ich werde Kilian auf die Schenkel klopfen, er wird meine Schulter tätscheln, dabei genießen wir die eine oder andere gut abgelagerte Salzstange, und zwischendurch lese ich aus meinem Tagebuch – Vorstandsleben, wie wir beide es lieben.

Die Zukunft ist so viel schöner als die Gegenwart.

Doch ich schweife ab.

Ich versuche nachzudenken – aus eigener Kraft. Ich bemerke wie sich jeder einzelne Gedanke so träge in die Länge zieht, dass am Ende nichts mehr bleibt. Nichts mehr für mich, geschweige denn für den Rest der Welt, für die Bedürftigen, die Fragenden, die Mich-Brauchenden.

Zeitdehnung und Gedankendehnung – sehr unangenehm beides.

Wo war ich stehengeblieben? Ach, ja. Über mein inneres Auge laufen die Freudentränen Kilians, Zukunftstränen, ich kann sie sehen in ihrer vollen Pracht, salzige, dicktropfige, ehrliche Tränen, denn gerade habe ich ihm aus meinem Tagebuch von den Anfängen unserer Freundschaft vorgelesen: Die Vorstandswahl in St. Panaritium, die nach Agnosticas Flucht nötig wurde, unsere erste Vorstandssitzung, von der ich hinterher nichts mehr wusste, weil ich so aufgereggt war und dann noch die Sache mit dem leeren Zimmer, das Missverständnis, welches sich aber schnell aufklären ließ. Und während ich weiter aus meinem Tagebuch vorlese, ergreift Pater Kilian eine Ergriffenheit, wie es sie nur ein guter Freund verspüren kann, und Kilian schluchzt und weint, es durchschüttelt ihn, so wie es immer geschieht, wenn sich Freunde gegenseitig ihrer Freundschaft bezichtigen, während sie sich aus ihren Tagebüchern vorlesen. Das ist mehr als ergreifend. Das ist ein Wunder und eigentlich nicht begreifbar. Eine Gnade, so etwas spüren zu dürfen; mit einem Freund gemeinsam zu arbeiten für andere und für die eigene Freundschaft – gemeinsam die Blinden aus ihrem selbst verschuldeten Abgrund nach oben locken ins Kloster St. Panaritium, ihnen dort eine Bleibe geben zum fairen St. Panaritium-Tarif; das ist es. Aber es gibt noch viel mehr:

Vertrauen, Zuwendung, Wegweisung, geistliche Läuterung, ein Zimmer ...

Zimmer? Leeres Zimmer?

Ich schrecke auf. Bernhard, sage ich laut zu mir, dass ich es auch wirklich hören kann, Bernhard,

sage ich, bleibe hier, im Jetzt und Hier. Du schweifst ab.

Dabei denke ich aber insgeheim: Nicht von der Zukunft zu träumen, macht die Gegenwart auch nicht besser, doch darüber schweige ich lieber, denn ich habe bereits gesprochen.

Hier und Jetzt. Na gut. Dann möge es beginnen. Konzentration also.

Ich schaue um mich. Das Zimmer ist leer. So ziemlich jedenfalls. Außer in zwei Ecken, in denen sich Berge von Kleidung, Perücken, Brillen, Papieren und anderen Utensilien aufgeschichtet haben. Mehrere Gesichtsmasken kann ich beim Durchwühlen entdecken. Die nachgebildeten Gesichter kommen mir bekannt vor. Die Namen dazu, seltsam, sie liegen mir auf der Zunge, doch ich komme nicht darauf, wie weggeblasen, aber die Gesichter, ich habe sie alle schon gesehen, unlängst erst.

Vielleicht erinnere ich mich besser, wenn ich einfach eine der Masken aufsetze. Ich greife mir wahllos eine heraus, streife sie über mein Gesicht und bin im gleichen Moment mehr als erstaunt, wie angenehm sie sich tragen lässt; einer zweiten Haut gleich, schmiegt sie sich an, ohne dass ich etwas Lästiges oder Fremdkörperartiges an meinem Kopf verspüre.

Ich bin sehr zufrieden, denn obwohl ich merke, dass mir auch nach dem Aufsetzen der Maske kein dazugehöriger Name einfällt, trägt sich die Maske sehr angenehm.

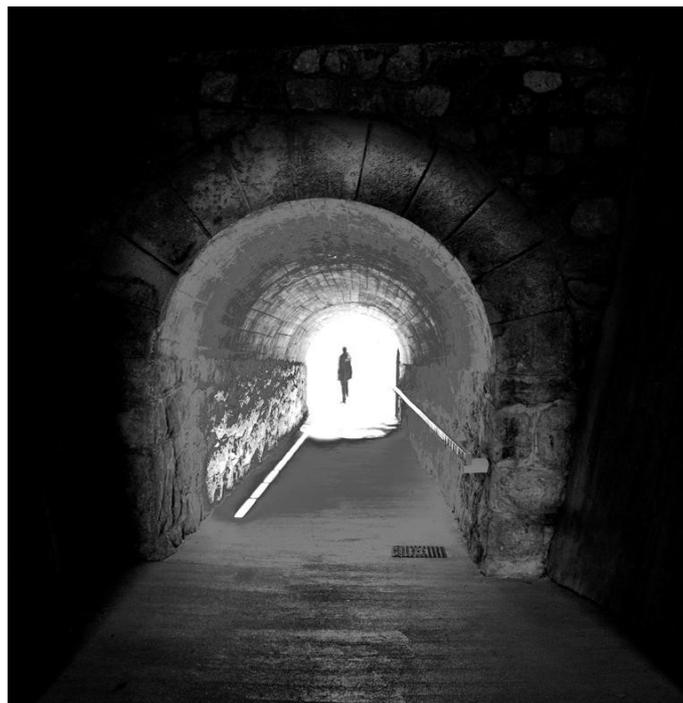
Wenn alles im Leben so einfach wäre, wie das Tragen von Masken, wir Menschen wären erlöst und glücklicher.

Und dann kommt es über mich. Spontan schreibe ich in mein Tagebuch:

Nur Freunde können ein Zimmer füllen, selbst wenn es leer ist. Erst im leeren Zimmer des Lebens begreift man den wahren Wert einer Freundschaft.

Während ich dies in mein Tagebuch schreibe, bemerke ich, wie meine klugen Gedanken wieder zurückkehren. Ich jubiliere innerlich, die Zeit der Zeitdehnung ist vorüber. Wahrscheinlich weil das Zimmer gar nicht leer war. Dann war es also auch keine echte, nur eine gefühlte Zeitdehnung. Was für ein Glück. Dieser Glücksüberschwang in mir aktiviert reflektorisch im gleichen Moment auch meine Geburtsanlagen. Ich bemerke wie mein Gedichtkanal in Schwingung gerät. Er kontrahiert. Etwas verdichtet sich in mir. Entspannt und zufrieden lasse ich es über mich kommen. So gelöst und geöffnet fühle ich mich, dass ich wer weiß was in der Lage wäre zu gebären. Aller

Wahrscheinlichkeit nach wird es sich jedoch wohl wieder um ein Gedicht handeln, welches sich im Geburtskanal bereits mächtig aufbläht. Das wird eine saubere Geburt. Ich bin hellwach und brauche kaum zu pressen.



*Abb. 13: Gedicht-Geburtskanal (schematische Darstellung)*

Was für ein schönes Gefühl, wie es aus mir rinnt. Ein feines Gedicht.

**EIN ZIMMER, EIN FREUND, EIN GEDICHT**

Auf der Rutschbahn meiner Fragen  
ist ein Freund die beste Streu.  
Unter tausend falschen Masken  
bleibt nur er mir wirklich treu.

Freundes Worte sind wie Krücken  
auf der Lebensschusselbahn.  
Ach, wie schön, laut zu verkünden,  
dass ein Freund mit gut getan.

Nun regiere ich ein Kloster,  
sagt, wer hätte das gedacht.  
Freundschaft siegt auf allen Wegen  
und entfaltet seine Macht.

Selbst im schlimmsten aller Fälle,  
wenn am Abgrund nichts mehr hält,  
fallen Freunde stets gemeinsam.  
Was gibt's schön'res auf der Welt?

Ich bin sehr zufrieden, das ist ein Gedicht, auf das ich lange schon gewartet habe. Es macht mich sehr glücklich, zärtlich fahre ich mit einer Hand über das frische Gedicht. Es tut so gut, es zu spüren. Tränen der Rührung rinnen meine Wangen hinab und tropfen auf den Boden. Ich lasse sie laufen, ungehemmt. Sei froh, Bernhard, sage ich mir, du hast das gute Los erkoren. Antworten zuhauf. Und die passenden Fragen habe ich auch schon parat. Da wäre zunächst die Frage nach ...

30. März 2010 – 23.45 Uhr

Gerade als ich alle Fragen, die mein neues Gedicht beantwortet, beisammen hatte, geschah folgendes:

Auf dem Flur erklangen von weit her menschliche Schreie. Sie kamen immer näher und wurden bedrohlich lauter, bis ich erkannte, dass es sich hier nur um einen einzigen Menschen handelte, der seiner Wut freien Lauf ließ – und der meinte mich. »Bernhard, du Idiot, du dreimal blöder Volltrottel, ich mache dich fertig, das büßt du mir!«, überschlug sich die wütende Stimme Pater Kilians auf dem Gang direkt vor meiner Tür.

»Glaubst du, dass es so einfach ist, mich hinters Licht zu führen? Da musst du allerdings früher aufstehen, du, du ... Wo ist die Metallkassette, unter deinem Bett, du hast sie doch entdeckt, wo hast du sie jetzt versteckt? Der Panaritium-Schatz!«

Pater Kilian donnerte mit den Fäusten von außen gegen die schwere Eichentür, dabei brüllte er so laut, seine Stimme erreichte einen solchen Höhenpegel, dass ich kein Wort mehr verstehen konnte. Die schweren Fußtritte gegen die Tür ließen den Zellenboden vibrieren. Aber die Tür hielt Pater Kilians Ansturm stand. Nach einer gefühlten Ewigkeit war es plötzlich ruhig, und ich konnte das metallische Geräusch eines rasselnden Schlüsselbundes heraushören. Verschiedene Schlüssel wurden von außen in das Schlüsselloch geführt. Nach jedem vergeblichen Versuch brüllte Pater Kilian kurz auf. Dann machte es »Klick« und ich vernahm, wie ein abgebrochener Schlüssel auf die

Fliesen des Flures fiel.

»Wo ist der Tresor, du kommst hier nicht lebend davon, ohne mir verraten zu haben, wo du ihn versteckt hast«, drohte Pater Kilian.

»Freund, Vorstandsbruder«, antwortete ich, »ich bin es doch, Bernhard, dein bester Freund. Was ist geschehen?«

Pater Kilian brüllte daraufhin noch lauter: »Die Kasette, jetzt sofort, oder ich spreng die Tür auf.«

»Beruhige dich doch«, sagte ich, »warte, ich komme.«

»Wenn hier einer kommt, dann bin ich das«, schrie Kilian. »Aber Gnade dir Gott, ich werde es aus dir heraus prügeln.«

Kurz darauf gab es eine Explosion, und die schwere Eichentür sprang auf. Ich war nicht so sehr erschrocken, habe ich doch den direkten Vergleich zu einer großangelegten Sprengung, als der Linguator explodierte, noch im Ohr. Dies hier war nur eine kleine Sprengung im Vergleich dazu.

Erschrocken bin ich dann aber doch, denn Kilian sprang wütend mit geballten Fäusten auf mich zu.

Und als sich der Staub von der Explosion verzogen hatte, schaute er mich entgeistert an, wurde

blass, sehr blass, und sackte plötzlich in sich zusammen. Kurz vor dem dumpfen Aufschlag seines

Kopfes auf dem Boden rief er etwas, was sich wie »Agnostica« anhörte. Dann lag er regungslos vor mir. Um seinen Kopf herum bildete sich eine schnell an Umfang zunehmende Blutlache.

»Kilian, Bruder Kilian«, rief ich, »ich komme.«



*Abb. 14: Der Versuch, die Kiliansche Türsprengung detailgetreu in der Abtei St. Gallen nachzustellen, misslang.*

31. März 2010 – 20 Uhr

Liebes Tagebuch, heute habe ich den ganzen Tag gegrübelt. Das war nötig. Grübeln ist eine besondere Art des Denkens. Das ist keinesfalls so einfach, wie es klingen mag, grübeln kann nicht jeder. Ich kann es. Sehr gut sogar.

Deshalb möchte ich in dieser für den weiteren Werdegang der Freundschaft zwischen Pater Kilian und mir so entscheidenden Phase ganz bewusst keinen Tagebucheintrag vornehmen. Mein Freund Kilian liegt vor mir in einer Blutlache, da gibt es wahrlich wichtigere Dinge zu erledigen, als in einem Tagebuch Notizen zu hinterlassen. Vielleicht widme ich Pater Kilian mein Grübeln. Ganz persönlich. Nur ihm. Auch darüber werde ich nachdenken.

**APRIL**



*Abb. 15: Aprilnebel über dem Kräutergarten des Klosters*

01. April 2010 – 1.30 Uhr

Mein Grübeln liegt in den letzten Zügen, ich muss häufiger gähnen. Deshalb blicke ich auf meine Armbanduhr. Das Uhrenglas ist blutig verschmiert. Ich reinige es mit Kilians Oberhemd. Jetzt ist die Uhr nicht nur sauber, ich kann sogar die Uhrzeit erkennen, es ist 1.30 Uhr.

Spät, sehr spät sogar, doch das bin ich meinem Freund schuldig – warten bis sein Blut getrocknet ist. Außerdem gebietet dies der natürliche Anstand. Und davon spüre ich sehr viel in mir.

Zeit spielt plötzlich eine untergeordnete, eine zu vernachlässigende Größe in meinem Koordinatensystem. Was gibt es schon noch Wichtiges angesichts der Misere, die meinen besten Freund ereilt hat. Eine furchtbare Misere – zuerst seine Verwirrung, dann die Verkennung meiner Person und zum Schluss die Verblutung seiner Person.

Das ist bitter. Für uns beide. Denn Freunde braucht es immer zwei. Sonst funktioniert es nicht. So sitze ich also neben Pater Kilian auf dem Boden, in Höhe seines Brustkorbes, so dass ich mit meinen Fingern problemlos in die Blutpfütze seitlich seines Kopfes tunken kann, um den

Trocknungsgrad feststellen zu können. Gerade jetzt benötigt Freund Kilian meine Unterstützung, das Gefühl von persönlicher Nähe und Anteilnahme. Mein Spezialgebiet: Empathie. Das ist das innere Geheimnis einer jeden Freundschaft, das gegenseitige Mitschwingen auf der großen Gefühlsschaukel.

01. April 2010 – 1.50 Uhr

Endlich. Das Blut ist getrocknet. Ein untrügliches Zeichen dafür, dass die Blutung zum Stillstand gekommen zu sein scheint. Kilian ist gerettet. Wahrscheinlich. Hoffe ich zumindest. Und selbst wenn nicht, dann muss er wenigstens nicht noch zusätzlich an diesem furchtbaren Blutverlust leiden.

Hans-Bernhard Weltek, Zweiter Erster Vorstandsbruder von Sankt Panaritium, lässt niemanden im Stich, und sei es der beste Freund. Das ist eine Situation großer Gefühlsüberschwappung. Da wird das eigene Herz in der Tiefe heimgesucht. Und so steigen mir plötzlich Tränen in die Augen. Ganz tief fühle ich mich Kilian verbunden. Im Sekundenraffer sehe ich sein Leben an meinem inneren Auge vorüberziehen, bis sich ein Tunnel vor mir aufbaut, innerlich natürlich, welchen ich durchlaufe, so schnell wie nur möglich, sehe ich doch am Ende des Tunnels ein wunderbar weißes und warmes Licht, das in mir ungeahnte Glücksgefühle zu entzünden vermag. Ich renne auf das Licht zu, doch auch Pater Kilian gibt seinen Fersen die Sporen, so versuche ich, ihn mit meiner Schulter ein wenig zur Seite zu schieben, damit ich als Erster beim Glückslicht ankomme. Es ist ein Gefühl, als schälte ich eine frische, saftige Zwiebel – so stark ist die Entzündung, die das Licht hervorruft. Und während bei mir alle Dämme brechen und eine Sturzflut von Tränen aus meinen Augen schießt, entflucht mir unbewusst ein neues Gedicht.

Ein gutes Gedicht übrigens.

### **NACKDENKEN ÜBER PATER K.**

als wir  
noch der kindheit frönten  
war unser leben prallsaftig  
gleich einer zwiebel  
vielhäutig und lecker

doch bald schon begannen wir  
zu schrumpeln  
verloren den saft  
und die erste außenhaut

seitdem schälen wir uns  
durchs leben  
von schale zu schale  
bis wir eines tages  
feststellen  
diese schrumpelige haut hier  
ist unsere letzte

dann jubeln wir  
frohgemut und hoffnungssicher  
denn wir wissen  
was auf uns wartet:  
eine große überraschung

Ich lese mein neues Gedicht und blicke im Moment des inhaltlichen Begreifens andachtsvoll und noch etwas außer Atem – der Tunnellauf war schon recht anstrengend – auf Pater Kilians leblosen Körper, denn mein Freund Kilian erlebt wohl gerade eine sehr große Überraschung. Ich muss sagen, ich gönne es ihm. Wenn einer eine Überraschung verdient hat, dann er.

Wie mag sie wohl ausschauen, seine Überraschung, frage ich mich, komme aber zu keiner befriedigenden Antwort. Vielleicht muss ich mir irgendwann die Zeit nehmen, darüber intensiver nachzudenken. Oder ich nähere mich der Problematik durch gezielte Tiefenmeditation. Für mich kein größeres Problem. Allerdings müsste es zeitnah geschehen. Sofort also. Wegen der Frischhaltung.

Ich schließe die Augen und beginne zu meditieren.

22. September 2017 – 14 Uhr

Ja, Herr Direktor, geht in Ordnung, in einer halben Stunde, ich leite es weiter. Während Strappak noch ins Telefon spricht, nickt er mit seinem Kopf zu mir herüber, verdreht dabei seine Augen und grinst mich an. Ich schaue auf seine breitwulstigen und fettglänzenden Lippen, und ich spüre schon wieder diese furchtbaren Gefühle in mir hochsteigen, von denen ich glaubte, sie endgültig besiegt zu haben. Sieben lange Jahre verbüße ich nun bereits meine Haftstrafe und seit zwei Jahren bin ich gemeinsam mit Strappak für die Gefängnisbibliothek zuständig.

Du hast es gehört HaBeWe, in einer halben Stunde beim Chef, die letzten Tagebucheinträge sollst du ihm vorlegen. Der Direx klang recht ungeduldig. Strappaks Gesicht ist pure Schadenfreude, weiß er doch am besten, dass ich mit meinen Tagebucheinträgen nur sehr schwer vorankomme und der Direktor dafür wenig Verständnis zeigt. Dranbleiben HaBeWe, sagt der Direktor immer zu mir, Kunst kommt von Können und Können kommt von, ist aber auch egal, sagt der Direktor, denken sie daran, nur die Anzahl der abgelieferten Tagebuchseiten entscheidet vor der Großen Hafterleichterungskommission über die weiteren Haftmodalitäten. Sie sind seit zwei Jahren in der Bibliothek, doch kann die Kommission dies sehr schnell rückgängig machen, dann sähen sie sich wieder im Keller in der Nacktschneckenzuchtanlage arbeiten, ich weiß nicht, ob ihnen das zusagt, die Kälte und der Schleim auf dem Boden. Sie kennen das ja doch zur Genüge.

Natürlich will ich das nicht, es geschieht aber einfach zu wenig Interessantes hier im Gefängnis.

Und Lügengeschichten – nein, das sollen andere übernehmen, nicht ich, denn obwohl ich Schlimmes getan habe, bin ich doch kein Monster, welches jeglicher Moral abgeschworen hat, im Gegenteil, die Resozialisierung beginnt schon hier, so jedenfalls sagt der Direktor zu mir, HaBeWe, sagt er, sie müssen eines wissen, »Sumpfloch – Neue Mitte Süd« ist nicht nur ein Name für ein modernes Gefängnis, es ist der Name des weltweit einzigen Gefängnisses, in welchem die Worte Kultur, Kunst und Dichtung noch eine besondere Bedeutung besitzen, denn gerade die Dichtkunst – richtig und gekonnt eingesetzt – ist in der Lage, Menschen zu verändern, und nicht nur zu verändern – bei den folgenden Worten schnalzt der Direktor in der Regel genüsslich mit der Zunge –, HaBeWe, hören sie ganz genau zu, sagt er dann immer, HaBeWe, die Dichtkunst erst macht den Menschen zum Menschen, und sie, HaBeWe, sie sind ein sehr schönes Beispiel dafür. Und genau so ist es: Die Lyrik hat aus mir einen anderen Menschen werden lassen, nie wieder würde ich Pater Kilian ermorden, das heißt, wenn er noch lebte, hätte er beste Aussichten weiterzuleben.

Auf dem Weg zum Direktor bekritzele ich schnell eine Seite meines Tagebuches mit dem heutigen Datum. Ich nutze die Wartezeit, die beim Umschluss von einer Sicherheitsebene zur nächsten nötig ist, um die Seite mit Belanglosigkeiten zu füllen. Meistens schreibe ich dann Geschichten über Gott: Wie er wohl sei, und wie wir ihn am günstigsten gnädig gestimmt bekommen, und wie wir uns selber gnädig stimmen, und wie er denkt, wie wir sein sollten, und wie wir denken, wie er sein sollte – das ganze Programm. Begeisterung kann ich zwar damit nicht beim Direktor hervorrufen, das ist aber nicht weiter schlimm, habe ich doch immer eine gewisse Anzahl von Gedichten in der Hinterhand. Ein neues Gedicht wiegt in den Augen des Direktors so viel wie mehrere eng beschriebene Tagebuchseiten. Und so ist er in der Regel immer sehr zufrieden mit mir.

HaBeWe, sagt der Direktor, das schreiben sie nun seit Wochen, öffnen sie ihre Augen, hier im

»Sumpfloch – Neue Mitte Süd« geschieht so vieles und wunderbares an einem einzigen Tag, doch davon kann ich in ihrem Tagebuch nichts wiederfinden. In drei Wochen ist Anhörung, die Hafterleichterungskommission – sie wissen, dass es dann nicht mehr in meinen Händen liegt. Ja, sage ich, Herr Direktor, sie haben Recht, doch ich habe in den letzten Tagen an diesem Gedicht hier gearbeitet, so kam das Tagebuch womöglich etwas zu kurz.

Der Gesichtsausdruck des Direktors hellt sich auf, er greift nach meinem Zettel, rückt seine Lesebrille zurecht und liest in großer Konzentration mein neues Gedicht.

Wunderbar, sagt er, schnalzt mit der Zunge und grinst mich zufrieden an. Wenn er so grinst, dann hat er meistens einen Fehler gefunden. Einen Fehler in einem fremden Gedicht zu finden, ist ihm eines der größten Vergnügen überhaupt. Und tatsächlich:

Ein kleiner Fehler nur, sagt er, hier, schauen sie: »überdrüsig«, da fehlt ein »s«, Gott ist überdrüsig mit Doppel-S, da wird ein Schuh daraus.

Herr Direktor, sage ich, das Wort überdrüsig ist wohl mit Bedacht gewählt von mir, denn mir ging es hier um eine biologische Annäherung an das Problem. Sehen sie, wir sekretieren uns durchs Leben. Es sind die Drüsen, die uns weiterbringen, es sind die Drüsen, aus denen die Steuerungssäfte unseres Lebens entspringen. Doch wir selbst sind nur kleine Drüsen, vergängliche Drüsen, erlösungsbedürftige Drüsen. Also stellt sich die Frage nach der Drüse hinter der Drüse – die Urdrüse sozusagen, die sollten wir suchen, die Vater- Mutterdrüse, die Überdrüse, Oberdrüse, wie sie es auch immer nennen wollen. Verstehen sie nun, Herr Direktor, dass Gott einfach überdrüsig sein muss, und dass dieser Begriff unsere Vorstellung von Gott nicht einengt, im Gegenteil, unsere Vorstellungswelt von Gott wird dadurch erweitert, um eine drüsenbiologische Sicht, könnte man sagen.

HaBeWe, sie setzen mich jedes Mal wieder in Erstaunen, sagt der Direktor mit einem leicht gereizten Unterton in der Stimme, denn es ärgert ihn sichtlich, dass der vermeintliche, sich ihm schon so schmackhaft dargestellt habende Fehler, kein Fehler war.

Aber jetzt einmal hurtig zum Vortrag gebracht, sagt der Direktor schnippisch.

Ich weiß, eine gute Rezitation kann mir noch einige Pluspunkte zusätzlich einbringen. Die kann ich auch gut gebrauchen. Ich stelle mich breitbeinig auf, lasse meinen Oberkörper durch geschickte Atmung anschwellen und wippe dabei mit meinem Körper, indem ich mich auf die Zehen stelle, um dann auf den Fersen abzurollen – die klassische Rezitationshaltung.

## **GEBET AM MORGEN ZUR GROSSEN DRÜSE**

Am Morgen schon denk ich an dich  
und ehrfurchtsvoll begrüß ich  
dich im Geiste. Überdrüsig,  
sag ich zu dir, bist ja nur du,  
das sollst du wissen, dass ich weiß,  
die größte Drüse weit und breit,  
das bist nur du, nur du allein  
kannst wirklich oberdrüsig sein.

Den Tag, der so schön hat begonnen,  
will ich bewusst mithilfe meiner Drüsen,  
mit zartem Lyrikschleim begrüßen.  
Und diesen Schleim bring ich dir dar  
in diesem wie im nächsten Jahr.

Dann koch' ich auf dem Hausaltar  
im eig'nen Schleim die Reime gar.  
Ich schwöre dir in heil'ger Weise,  
das wird die beste Götterspeise.

Der Direktor wirkt entspannt, ich scheine mit meinem Vortrag gepunktet zu haben.

Ja, HaBeWe, ja, sagt der Direktor, ich bin zufrieden mit ihnen. Sie können gehen, schicken sie doch bitte gleich Strappak zu mir hoch, da gibt es noch Probleme mit seinem letzten Sonett.

Selbstverständlich, Herr Direktor, antworte ich und fühle dabei eine gehörige Prise Schadenfreude in mir aufsteigen. Wird sofort erledigt, Herr Direktor.

Strappak hat Sonettprobleme, Strappak hat Sonettprobleme, singe ich leise vor mich hin auf meinem Weg zurück in die Anstaltsbibliothek.

Strappak, Finanzbetrüger im dreistelligen Millionenbereich, kaum im »Sumpfloch« angekommen und schon das Amt des Anstaltssonettisten übertragen bekommen. Wie geht so was? Geschieht ihm Recht, jetzt Probleme zu haben, denke ich und pfeife noch ein wenig vor mich hin.

15. Oktober 2017 – 9 Uhr

Das kann doch wohl nicht ihr Ernst sein, Herr Weltek, das ist Gotteslästerung, unglaublich, mir fehlen die Worte. Gott sei eine Drüse?! Impertinent nenne ich das. Blasphemie. Frau Küppisch-Berkelsheimer schüttelt den Kopf, schaut mich eindringlich an, als versuche sie in mich einzudringen, und wendet sich nach einigen Sekunden sichtlich angewidert mit einem tiefen Seufzer von mir ab. Ein hoffnungsloser Fall, sagt sie und deutet zu mir herüber. Herr Gottward und Frau Bragenstolz von der Kommission pflichten ihr durch demonstratives Kopfnicken bei.

Frau Küppisch-Berkelsheimer ist schließlich die Vorsitzende der Kommission.

Die drei stecken kurz ihre Köpfe zusammen und tuscheln miteinander. Nach wenigen Sekunden stehen sie auf.

Herr Weltek, ihr Resozialisierungsprogramm »Gezielte Anwendung lyrischer Heil- und Veränderungsmethoden« ist hiermit als gescheitert anzusehen. Den Rest der ihnen auferlegten Haftstrafe verbüßen sie fortan in der gefängniseigenen Nacktschneckenzuchtanlage. Unser Entscheid ist unanfechtbar und tritt mit sofortiger Wirkung in Kraft.

Entgeistert schaue ich auf. Erst als mein Blick auf den von Frau Küppisch-Berkelsheimer trifft, durchzuckt mich die Erkenntnis des gerade Vernommenen, und ich merke, wie ich das Gleichgewicht verliere und in mich zusammensacke. Ich liege am Boden. Um mich herum Feuchtigkeit und Schleim, ich versuche aufzustehen doch ich rutsche, kann mich nicht halten, meine Hände sind voller Schleim ... roter Schleim ... Nacktschnecken? ... rote Nacktschnecken? ... alles rot ... meine Hände ...

01. April 2010 – 5.15 Uhr

Rot? Ich schaue auf meine Hände. Tatsächlich, alles rot. Frau Küppisch-Berkelsheimer?

Ich versuche aufzustehen, stoße dabei jedoch an einen Körper, einen leblosen. Jetzt begreife ich. Das ist Pater Kilian. Und ich wollte vorhin meditieren. War auf der Suche nach der Überraschung, die für Pater Kilian vorgesehen sein könnte. Während des Meditationsaktes muss ich dann wahrscheinlich eingeschlafen sein. Ein furchtbarer Traum hat mich heimgesucht. »Sumpfloch – Neue Mitte Süd« – ein Alptraum.

Jetzt erst gelingt es mir, Realität und Fiktion auseinanderzuhalten. Pater Kilian war aufgeregt, sprach von einer Metallkassette, die unter meinem Bett gelegen habe und die ich entfernt hätte. Dann gab es eine Explosion, Kilian stand vor mir, nannte mich Agnostica und fiel einfach um. Agnostica?

Jetzt fällt es mir ein. Ich habe ja immer noch die Maske auf, die ich in der Zimmerecke gefunden hatte. Höchstwahrscheinlich also eine Agnostica-Maske.

Und die Sache mit der Kassette unter meinem Bett – genau so war es, wie es Pater Kilian vermutete. Aber eigentlich auch wieder nicht, denn ich habe mir doch nichts besonderes dabei gedacht, als ich am zweiten Tag meines Aufenthaltes in St. Panaritium die Metallschachtel unter meinem Bett fand. Eine mittelgroße, jedoch recht schwere Metallkassette, die ich umgehend Agnostica übergab. Was sollte daran falsch gewesen sein? Ich weiß noch, dass Agnostica mir um

den Hals fiel und mich sehr innig an sich drückte. Das Bild dieser innigen Szene ist mir noch so gut erinnerlich, weil ich in jenem Augenblick etwas ganz Entscheidendes lernen durfte, etwas, was sich jenseits aller Worte auf einer Ebene mitteilt, die sich selbst jeder Beschreibung entzieht – die Erkenntnis, dass unbekannte Metallkassetten, zufällig unter dem eigenen Bett entdeckt, umgehend der Anstaltsleitung zu übergeben sind. Eine Erkenntnis, die von der Wahrscheinlichkeit her, dass sie irgendwann von Nutzen sein könnte, an Bedeutung gewinnt, denn gerade das Unwahrscheinliche wird uns eines Tages in die Überraschung führen. Dem sollten wir vorbeugen durch Wissensvorsprung, gesammelt aus erfolgreich ausgeführten Erkenntnisprüngen. Hier, an dieser Stelle, muss ich mir jedoch Einhalt gebieten, denn ich gerate in die Fänge des inneren Gedankensprungteufels. Und der schweift gern ab.

Also zum Thema.

Eine ganz entscheidende Frage stellt sich mir und wird mehr und mehr zum dick gepanzerten Rätsel.

Weshalb Pater Kilian so außer Rand und Band geraten konnte, das ist es, das ist das nicht zu lösende Rätsel.

Doch ist es müßig, Theoreme über die Beweggründe und Handlungsantriebe anderer Menschen aufzustellen. Denn ich habe immer den ganzen Menschen im Blick. Den ganzen Kilian also.

Wie mag es ihm gehen, so wie er da vor mir liegt? Da er mir nicht antwortet, kann ich es nicht wissen. Das ist bitter, wenn man von einem Freund mit Schweigen bestraft wird.

Doch eines weiß ich sicher, sollte Pater Kilians Freundschaftsruf jemals wieder erklingen, im Diesseits oder im Jenseits, ich wäre bereit, ich rief ihm zu: Ich komme.

01. April 2010 – 6 Uhr

Ich verspüre Hunger. Kilian schweigt noch immer. Hat aber sicherlich auch Hunger. Gerade er könnte eine Stärkung benötigen. Vielleicht sollte ich mich aufrufen und auf Nahrungssuche gehen. Ich würde einiges geben für eine Handvoll Salzstangen.

Einiges.

Aber nicht alles.

Doch ich bin unschlüssig. Fragen einer höheren Kategorie schleichen sich in mein Inneres.

Es geht um mein Tagebuch. Und es geht um mich. Ich bin zu meinem eigenen Tagebuch geworden.

Eine Verschmelzung hat bereits stattgefunden, ohne dass ich dem dafür erforderlichen Akt bewusst beiwohnen konnte. Es ging alles so schnell. Ich weiß noch nicht einmal, weshalb mir gerade in diesem Augenblick diese Erkenntnisse durchs Hirn schießen. Wahrscheinlich eine intuitive Eingebung: Hans-Bernhard, dieses Problem ist das vorrangig zu behandelnde, sagt die Intuition.

Gut, dass ich solch eine intuitive Institution in mir installiert habe, denn jetzt kann ich sie gut gebrauchen.

Ich sitze hier am Boden, eine Agnostica-Maske auf dem Gesicht – sie hat sich festgesaugt, die Maske, ich kann sie nicht mehr entfernen –, vor mir liegt der nach Salzstangen gierende Kilian, der mich mit Schweigen bestraft und kurz vorher sogar mit Blutungen, und ich selbst gerate durch die wahrheitsgetreue Niederschrift der Ereignisse in meinem Tagebuch in eine prekäre Situation.

Wie stehe ich nur da, wenn das am Ende jemand liest? Und selbst wenn es niemand lesen sollte – wovon ich nicht ausgehe, zu wichtige Gedanken stehen darin –, stellt sich die Frage, wie stehe ich vor mir selber da. Kann ich mir selbst noch in die Augen schauen, wenn ich in meinem Tagebuch lesen sollte? Halte ich meinen eigenen Blick aus, wenn es darauf ankommt? Vielleicht wäre es günstiger, ich protokollierte meine Klostergeschichte in Zukunft nicht ausschließlich dem Selbsterlebten ungefiltert verpflichtet. Wahrheit muss verständlich gemacht werden, das heißt aber auch, sie muss verändert werden im Sinne einer verbesserten Verständlichkeit, denn Wahrheit wird erst wahr, wenn sie verstanden wird.

Korrekturen, kleine Ausbügellungen oder Glättungen des Erlebten dienen doch in erster Linie meinem ehrbaren Bestreben, die hinter den Geschehnissen lauende Wahrheit aus ihrem Versteck hervorzulocken, so dass sie auch für den Leser sichtbar wird. So kann der Leser sie noch schneller

und effektiver erkennen. Und nichts anderes möchte ich. Zufriedene Leser, die schnell erkennen können, worum es geht, damit sie noch viel freie Zeit übrig haben, um andere wichtige Wahrheiten zu konsumieren. Diese, die anderen Wahrheiten, könnten dann durchaus auch von mir kommen. Mein Wahrheitslager ist gut gefüllt. Bis zum obersten Regal. Hervorragende Wahrheiten übrigens. Aber zurück zur Wahrheitsbiegung und der daraus entstehenden Zeitersparnis für die bedürftigen Leser: Auf diese Art und Weise wäre es mir möglich, mehr Wahrheiten an die Bedürftigen zu verteilen. Das Gutsein rechtfertigt vieles. Und es produziert am laufenden Band gute Ideen, die das Gutsein noch besser machen.

Ein Soldat der Wahrheit – so sehe ich mich, auch wenn ich in Zukunft Kleinigkeiten des Erlebten verändern muss, wie zum Beispiel Sachverhalte verschweigen, Worte im Mund herumdrehen, Ausgesprochenes unter den Tisch fallen lassen, Personen verwechseln, falsches Zeugnis geben, unredliche Motive unterstellen, zeitliche Abfolgen durcheinanderbringen, unbewiesene Schuldvorwürfe aufstellen ...

Kein Mensch möge jetzt glauben, dass mir dies alles leicht falle.

Im Gegenteil, die Wahrheit ist eine schwere Bürde, die ich mir zwar selbst aufgebuckelt habe, doch sollte die Wahrheit niemals über einen Menschen den Sieg erringen, ein Sieg des Rucksacks über den Bergsteiger wäre das sozusagen, dies ergibt bergsteigerisch gesehen keinen einzigen Höhenmeter und im übertragenen Sinn auch nicht.

Ich, der Wahrheitsbuckler Hans-Bernhard, stehe am Ende meines Tagebuches da mit leeren, nein, schlimmer noch, mit blutigen und leeren Händen. Das ist der letzte Eindruck, der bleibende, der, der haften bleibt beim Leser.

Es wird mir immer deutlicher, dass in meinem Tagebuch ein Bild von mir gezeichnet wird, das mich nur bis zur Unkenntlichkeit verzerrt wiederzugeben vermag.



*Abb. 16: Aus dem Zyklus »Tiere & Türme« von William S. Harring jr. – Freiluft-Installation anlässlich der 3. Internationalen Weltek-Sumpf-und Lyrikspiele.*

Nein, ich lasse mich nicht von meinem eigenen Tagebuch verzerren. Da stinkt etwas gewaltig zum Himmel in meinen Aufzeichnungen. So lasse ich nicht mit mir spielen. Wenn andere, dann bitte gern. Ich aber nicht. Mit mir nicht. Lasse mich doch nicht von meinem eigenen Tagebuch in ein Clownskostüm zwingen.

Hans-Bernhard verhöhnt vom eigenen Tagebuch. Ich könnte gerade ... meine Fäuste sind geballt, mein Gesicht wutverzerrt. Verzerrt, ja richtig gelesen: wutverzerrt.

Das ist aber was anderes als komplett verzerrt. So wie es das Tagebuch mit mir macht.

Ja, lies nur. Du Leser! Aber heuchle nicht. Ich spüre doch, wie du grinst. Tagebuchschnüffler, elender! Ich könnte dich gleich auch in der Luft ... mitsamt meinem Tagebuch ... da gibt es nichts zu grinsen, ahhrgh, habe ich eine Wut im Bauch ... fremde Tagebücher lesen, da könnte ich

gleich ...

Mein Bauch bläht sich, nimmt an Umfang zu. Langsam bekomme ich Angst. Wenn er sich weiter dehnt, wird es eng, sehr eng. So wütend war ich ja schon ewig nicht mehr. Doch die Blähung nimmt zu. Mein Bauch schwillt immer weiter an. Da. Plötzlich ... der Hosenkнопf, die Hemdknöpfe und jetzt ... das gibt es doch nicht ... was für ein Glück! Die Bauchblähung war nicht der Wutsituation geschuldet. Wut, in der sich unkontrolliert ausbreitenden Version, verdichtete Wut also, Dichtewut, die aus dem Bauch kommt, ist in der Regel sehr gefährlich, und das nicht nur für den Wüterich selbst. Glücklicherweise war die Ursache meiner Bauchschwellung nur ein neues Gedicht, welches auf sofortige Geburt drängte.

Gottseidank, ein Gedicht, sonst wäre ich wahrscheinlich geplatzt – mitten in mein Tagebuch hinein. Nicht auszudenken. So ist es jedenfalls besser. Ein neues Gedicht. Wahrscheinlich auch noch sehr gut. Davon gehe ich aus.

### **DER GUTE MENSCH VON PANARITIUM**

Ich male mit Worten Kreise im Sand,  
mein Bild will ich zeichnen mit eigener Hand.  
Doch kann ich's nicht halten, nichts hat hier Bestand.  
Was soll ich nur machen, ich sehe kein Land?

Mein Ich ist ein Farblecks, die Leinwand zerfetzt.  
Nur was man erkennt, das bleibt bis zuletzt:  
Ein Clown mit Problemen, im Innern verletzt,  
von der Muse geküsst und von ihr versetzt.

Selbst dieses Gedicht ist mäßig bis schlecht.  
Oft denk ich im Stillen, das ist nicht gerecht.  
Ich muss doch verkünden, das Böse ist schlecht,  
denn ich bin der Gute, denn ich bin gerecht.

Das Gedicht ist gut. Zu gut. Jedoch habe ich das mit der Wahrheit so nicht gemeint. Jedes Thema wäre geeigneter für ein Gedicht als ich. Weshalb nur nimmt es mich ins Visier?

Das hilft mir aber jetzt auch nicht weiter – postnatal. Das Gedicht ist auf der Welt. Schon viel zu lang. Es muss verschwinden. Wenn ich mich nicht beeile, wird es noch von dem einen oder anderen Bedürftigen gelesen. Das wäre nicht hilfreich, stellt es doch indirekt meine Autorität in Frage. Und die nächste Frage ist, wem hilft es, in einem Gedicht als Clown verspottet zu werden? Mir sicherlich nicht, denn ich bin kein Clown.

Und nun kommt die entscheidende Frage: Wie entfernt man nachhaltig ein Gedicht?

Ein Gedicht – ist es erst einmal auf der Welt – ist wie ein einmal gedachter Gedanke, der nach dem ersten Mal immer wieder gedacht werden kann. Man kann weder das Gedicht noch den Gedanken restlos auslöschen. Nur ein genügend starker Gegenimpuls vermag ein Gedicht zu übertünchen. Ich muss ein Gegengedicht gebären, um das Ursprungsgedicht zu überdecken.

Es muss potent sein, es muss der Wahrheit verpflichtet sein, meiner Wahrheit, und es muss schnell geboren werden.

Die Zeit wird knapp. Ich beginne zu pressen, mein Kopf ist hochrot, ich muss mehr pressen, mehr Druck ausüben, es muss kommen, jetzt, ich drücke weiter, noch mehr Spannung, ich presse noch stärker, meine Augen treten hervor, mir wird schwindlig, noch mehr Druck, ich muss es zwingen, ich schwelle an vom Kopf bis zu den Fersen, meine Beine zittern, ich schwanke, ich sehe verschwommen, mit letzter Kraft erhöhe ich den Druck und ... Nichts!

Heute scheint der große Tag der Demütigungen zu sein. Selbst das ungeborene Gedicht widersetzt sich mir.

»Warte nur ab«, rufe ich in Richtung meines Bauches, »dich erwische ich noch, du kannst dich nicht ewig verstecken, gib nur Acht: Ich komme.«

01. April 2010 – 7.30 Uhr

Ich gebe auf. Fast vierzig Minuten habe ich ununterbrochen gepresst. Mein Kopf dröhnt vor Schmerzen, zusätzlich provoziert die Agnostica-Maske einen unerträglichen Juckreiz.

Das wahrscheinlich wichtigste Gedicht meines Lebens, ich bekomme es nicht in den Geburtskanal gezwängt, es ist wohl in mir, ich fühle es, nur scheint dies ein sehr kluges Gedicht zu sein, blitzschnell ist es, spürt es meinen Zugriff, windet es sich, dreht sich um die eigene Achse, täuscht, lenkt ab, schlägt Haken – ein Gedicht mit großen Fähigkeiten, sehr großen Fähigkeiten, und wir reden noch gar nicht einmal über den Inhalt, aber ich kann es nicht gebären, das muss ich mir nüchtern eingestehen, ich habe alles versucht. In meinen Gedanken gehe ich alle mir vermeintlich zur Verfügung stehenden Optionen noch einmal durch. Am Ende meiner Gedanken merke ich, dass die Frage »Was soll ich tun?« alle anderen in mir gärenden Problemfelder in den Schatten zu stellen vermag. Ein Hämmern und Pochen, ein Surren und Quietschen, ein Stampfen und Saugen verspüre ich in meinem Kopf, als wäre er Teil einer Maschine, die mit aller Kraft versucht, ihrer Aufgabe, dem Ausstoß eines bereits festgelegten Produktes, zu entsprechen.

Doch in meiner Maschine klemmt etwas. Kein Produkt erscheint. Das Wort Salzstangen geht mir durch den Kopf. Plötzlich und unerwartet. Der nackte Hunger. Ich denke, die Probleme des täglichen Stoffwechsels sind dazu angetan, die anderen, noch viel schwerer zu lösenden Probleme in den Hintergrund treten zu lassen, zumindest für eine gewisse Zeit.

Pater Kilian scheint seine Ruhephase noch weiterhin zu benötigen. Also werde ich gehen müssen, mir wäre es zwar lieber, er würde sich auf Nahrungssuche begeben, denn er weiß ja am besten, wo die Salzstangenvorräte des Klosters lagern, aber ich mache mir bezüglich Kilians Aktivitäten keine falschen Hoffnungen. Da bin ich Realist, vorerst jedenfalls.

Also gehe ich hinaus auf den Gang. Unter meinen Schuhen knirschen Glassplitter. Auf dem Flur steht eine offene Kiste Sprengstoff. Daneben liegen ein großer Schlüsselbund und ein abgebrochener Schlüssel. Es ist alles so unwirklich, doch ist es wirklich geschehen. Zur Sicherheit nehme ich den Schlüsselbund an mich. Damit nicht noch mehr Schlüssel abbrechen, denn wer weiß schon, wie die Geschichte hier weitergehen mag.

Während ich den langen Gang in Richtung Treppenhaus entlanglaufe, rufe ich mehrmals laut Hallo. Kurz vor der Treppe überlege ich mir, dass dies eigentlich unsinnig ist, erwarte ich doch wohl kaum, dass sich die von mir gesuchten Salzstangen mit einem »Hallo Bernhard, hier sind wir, komm, wir freuen uns schon auf dich« melden. Was für Gedanken gehen mir nur durch den Kopf, frage ich mich, als ich die Tür zum Erdgeschoss öffne. Links von mir entdecke ich die Tür zum Hausmeisterbüro, sie ist geöffnet und ein scharf-ätzender Geruch nach neuem Plastikspielzeug weht mir entgegen.

Der Raum ist vollkommen verwüstet, die Regale sind umgestoßen, Kilians Verwaltungsordner liegen auf dem Boden, zum Teil mit abgerissenen Deckeln, der Inhalt herausgerissen und im gesamten Zimmer auf dem Boden zerstreut. Ein einziges Regal steht noch, wurde aber seitlich in den Raum gedreht. Und von dort her kommt dieser üble Geruch. Ich trete näher heran. Hinter dem Regal befindet sich eine schmale Tür, sie ist geöffnet. Ich muss mir die Nase zuhalten, meine Augen beginnen zu tränen, trotzdem gehe ich weiter und höre ein pumpendes, metallisch-knirschendes, summendes, heulendes Geräusch, oder besser gesagt, eine Mischung aus diesen Geräuschen. In dem kleinen Raum, der sich versteckt hinter dem Regal befindet, steht eine Maschine. Mehrere Walzen bewegen sich; am hinteren Ende zucken zwei Greifarme unter zischendem Geräusch, sie bewegen sich ruckartig einige Zentimeter, greifen ins Leere und schnellen daraufhin in ihre Ausgangsposition zurück.



*Abb. 17: Kilians Maschinenraum*

Aus dem Leib der Maschine dröhnt ein dumpfes, von kurzen Aussetzern begleitetes Motorengeräusch, zerschnitten vom hoctourigen Sirren kleinerer Zahnräder. Der Geruch und die Geräusche, ich kann es kaum länger ertragen, will mich schon abwenden, da entdecke ich den Zweck der Maschine. Den Greifarmen gegenüber befindet sich eine Art Ausgabeschacht und dort liegen einige frisch-gepresste Gesichtsmasken. Von dort her kommt auch der beißende Plastikgeruch. Ich trete etwas näher heran, um die Masken genauer betrachten zu können. Da erkenne ich, das gibt es doch nicht, da liege ich, nein, nur die Maske von mir, also da liege ich als Maske, eine Hans-Bernhard-Maske.

Ich bin entsetzt, nicht vor meinem Anblick als Maske, das sehe ich ja täglich im Spiegel, ich bin entsetzt, weil ich das alles nicht begreife. Vor kurzem noch hatte ich eine glänzende Karriere im Vorstand von St. Panaritium vor Augen, nun stehe ich hier in Kilians Hausmeisterbereich und begreife nichts mehr.

Die Maschine ächzt und stampft, der Boden unter meinen Füßen vibriert, ich schaue auf meine

blutigen Hände und dann auf die von der Maschine ausgeworfene Hans-Bernhard-Maske, dabei wird mir bewusst, dass ich selbst eine Agnostica-Maske trage.

Ich muss an mein letztes Gedicht denken, nicht an das sich vor der Geburt sträubende, sondern an das, welches mich als Clown bloßzustellen versuchte. Ich weiß gar nichts mehr und eine alles entscheidende Frage spitzt sich in mir zu: Was kann ich wissen? Gerade will ich die Frage beantworten, da schießt mir ein anderer Gedanke durch den Kopf: Salzstangen suchen und finden. Ich verlasse Kilians Maschinenraum und laufe in Richtung Seminartrakt, womöglich sind dort im Speisezimmer noch Salzstangen aufgetafelt, denke ich mir hoffnungsfroh.

Und plötzlich, ich muss stehenbleiben, ich bemerke einen enormen Druck im Bauchbereich und gleich daraufhin eine wunderbare Entlastung. Sofort begreife ich das Geschehnis. Ein neues Gedicht. Meine Ehrenrettung. Das starke Gegengedicht. Hoffentlich.

### **SALZSTANGEN & MASKEN**

Salzstangen knabbern  
vor Maschinen sitzen  
und daran glauben  
sie zu programmieren  
scheinbar also  
doch reales  
Glück verspüren beim

Biss in die Salzstange  
und eine neue Maske  
so wundervoll leicht  
Schau hier  
lässt es sich warten  
auf irgend etwas was  
wie Hoffnung klingt  
aus dem Mund der Maschine

fallen Worte wie  
fremde Masken  
ins Vergessen

Nein, das ist es nicht, das Gegengedicht, es ist nicht stark genug, um das vorherige Gedicht zu überdecken. Das von mir gewünschte Gedicht hockt noch in meinem Inneren. Geschickt von ihm, ein anderes, ein Ablenkungsgedicht vorzuschicken, um mich so an der Nase herumzuführen. Werde ich es jemals gebären können, so frage ich mich. Was darf ich hoffen?

Die letzte Frage zündet ein Feuerwerk in meinem Kopf und plötzlich sind sie da, die drei großen Fragen, und drängen auf Antwort.

Was soll ich tun? Was kann ich wissen? Was darf ich hoffen?

Ein stechender Kopfschmerz setzt ein, der mich gleichzeitig lähmt. Die drei Fragen haben sich in mir verkantet.

Glücklicherweise rettet mich im gleichen Moment ein innerer Impuls vor weiteren Grübeleien, denn mein vorherrschender Drang ist es, Salzstangen zu suchen. Dies vor allen anderen Dingen.

Salzstangen, sage ich zu mir, ich komme.

01. April 2010 – 9.25 Uhr

Es ist immer noch der erste April, geht mir durch den Kopf, und genauso komme ich mir vor, wie erster April fühle ich mich, mir ist, als würde ich fortlaufend in den April geschickt. Von wem auch

immer.

Natürlich passt hierzu, dass im Speiseraum keine einzige Salzstange mehr auf mich wartet. Alles leer, nur einige Krümel – von Sättigung ist da nicht zu reden.

»April, April«, flüstert eine leise Stimme.

Ich schaue mich um. Nichts. Und da. Schon wieder diese Stimme. »April, April«, säuselt sie mit einem süffisanten Unterton, dass ich gleich ... wenn ich nur wüsste, wer mich hier zu verhöhnen versucht. Meine Fäuste jedenfalls bleiben geballt.

Ich werde allmählich nervös, denn die Stimme scheint Oberwasser zu bekommen, sie verlässt den Bereich der moderaten Töne und klingt nun schon offen gehässig in ihrer übel gelaunten Brummigkeit. Langsam drehe ich mich um die eigene Achse und beobachte voll konzentriert meine Umgebung. Auf 3 Uhr trifft mein Blick den großen Spiegel über der Anrichte des Speiseraumes. Ein Stein fällt mir vom Herzen. Im Spiegel kann ich scharf und deutlich erkennen, wie sich meine Lippen bewegen. Bei allem Respekt mir selbst gegenüber – das geht zu weit. Ich lasse mich doch nicht von mir in den April schicken. Deswegen habe ich es ja auch nicht zugelassen. Wenn ich schon in den April geschickt werden soll, dann doch bitteschön andersherum. Das macht einen großen Unterschied, ob ich mich selbst in den April schicke, oder ob ich von mir in den April geschickt werde – entscheidend ist, wer ist der Meister, wer der Knecht.

Das ist wichtig. Für mich jedenfalls.

Und überhaupt: In meiner Situation wäre brummige Übellaunigkeit wohl das kleinste Problem. So viel jedenfalls zur Aprilverschickung.

Unschlüssig, wie es denn nun weiter gehen soll, bleibe ich noch einen Moment vor dem Spiegel stehen und betrachte mein Spiegelbild: Unrasiert, von oben bis unten mit Blut besprenkelt, hohlwangig, die müden Augen von schwarzen Augenrändern umschattet, so trete ich mir im Spiegelbild entgegen. Das ist aber nicht weiter schlimm, denn voller Genugtuung stelle ich fest: Ich kann mir noch in die Augen schauen. Das ist viel wert, besonders weil alle anderen Gewissheiten sich verflogen haben, erfahre ich hier einen letzten Halt, bis sie, die Gewissheiten, von ihrem Ausflug zurückkehren. Hoffentlich bald. Und hoffentlich finden sie mich dann wieder. Doch bis dahin stabilisiere ich mich augenblicklich – im wahrsten Sinne des Wortes. Am besten bleibe ich noch einen Augenblick länger vor dem Spiegel stehen und genieße das Gefühl, gehalten zu werden vom eigenen Blick. Meine Augen halten, was sie versprechen.

Ja, es ist möglich, sich selbst aus einem tiefen Sumpfloch zu ziehen, geht mir durch den Kopf. Das einzige, was man benötigt, ist ein Spiegel, ein kleiner Taschenspiegel täte es auch schon. Man muss sich allerdings trauen, denn ein riskantes Abenteuer ist es allemal, sich dem eigenen Blick zu stellen. Doch wer diese Übung beherrscht – ich beherrsche sie –, kann den Zufluss ungeahnter Freudenströme begrüßen, bis der innere Glücksbrunnen überschwappt. Dieses Glück kann niemand verhehlen. Es zeigt sich in den inneren Organen, es drückt sich aus in der Form der Fuß- und Fingernägel und sogar im Gesicht hinterlässt es Spuren.

Die Stürme des Alltages prallen von solch einem Gesicht unter großem Wehgeschrei ab. Nun ist guter Rat teuer für die Alltagsstürme, sie müssen sich wohl oder übel beratschlagen und sehen sich in der Folge missmutig gezwungen, einen anderen Kurs einzuschlagen, den Nachbarn vielleicht oder die Arbeitskollegin, irgendeinen werden sie erwischen und gehörig zerzausen – egal, ich habe vorgesorgt mit meiner Glücksbevorratung.

Doch das Allerwichtigste: Glück ist der Schlüssel zum Himmelreich. Mein innerer Aufstieg, er steht kurz bevor, ich fühle in mir schon eine Leiter wachsen, eine Leiter, die hoch hinauf will, so wie ich auch.

In diesem Augenblick der Hochstimmung, als ich Himmelreich denke und fast schon fühle, entschlüpft mir ein Gedicht. Vollkommen schmerzfrei. Auch das ist Glück. Gedichte, die aus Glücksmomenten heraus geboren werden, können Menschen nachhaltig beglücken. So wird das Glück mittels eines Gedichtes von Mensch zu Mensch weitergereicht. Und das Gedicht wird zur Krücke für die Menschen, die sich nicht trauen, im Spiegel ihr eigenes Angesicht zu schauen, die nicht die innere Stärke besitzen, sich selbst im Spiegel in die Augen zu schauen. So wie ich es beherrsche. Schade für sie, die Furchtsamen, denn der Lohn wäre auch für sie sehr üppig: Glück

satt.

## **DER GROSSE AUGENBLICK**

Wenn Zeit ist für die Ernte,  
dann weht des Schnitters Lied  
wohl über meine Felder,  
dann riecht's nach Herbizid.

Das Unkraut wird vernichtet,  
was böse ist, geht ein.  
Die Sünde hat verloren,  
vernichtet ist ihr Keim.

Das ist der Tag der Wahrheit,  
die Blicke sind gezählt,  
geschlossen sind die Augen,  
doch ich bin auserwählt.

Dann schau ich meinem Retter  
ins heilig Angesicht,  
nur leider muss ich blinzeln,  
erkenn' ihn deshalb nicht.

Was soll ich dazu sagen?  
Ich bin ein armer Wicht.  
Nun muss ich weiter warten  
aufs nächste Endgericht.

01. April 2010 – 10.30 Uhr

Eine reichliche halbe Stunde ist vergangen, das dürfte genügen. Mein Glücksbrunnen ist bis zur Oberkante gefüllt.

Glückliche Menschen schmieden keine Pläne.

Gar nicht nötig.

Wozu auch?

Glück ist Plan genug.

Meine Gedanken sind fast so gut wie meine Gedichte, bemerke ich. Auch diese Erkenntnis ist wichtig. Ganz allgemein: Dieser Zustand gefällt mir ausgezeichnet.

So nehme ich also seufzend vor Glück mit einer leicht wehmütigen Nuance im Seufzerausklang Abschied von meinem Spiegelbild und verlasse den Speiseraum. Weiter geht es im Zufallsprinzip, das heißt meine Füße entscheiden über die Richtung meiner weiteren glücklichen Wanderschaft durch die Gänge von St. Panaritium. Verantwortung abgeben, denke ich bei mir; auch die Füße können mehr tragen als mich selbst.

Wartet, sage ich zu meinen Füßen, nehmt mich mit: Ich komme.

01. April 2010 – 11.40 Uhr

Das Kloster ist leer, keine Menschenseele – das war zu erwarten –, alle Türen stehen offen, auch meine alte Zimmertür.

Von außen schon kann ich sehen, dass mit meinem Bett etwas nicht stimmt, es liegt auf der Seite, der Lattenrost ist zerbrochen und irgendwie muss sich dabei die Matratze aufgeschlitzt haben.

Von allein.

Seltsam. Mein Verdacht aber lautet: Fremdeinwirkung.

Denn so ist es doch meistens: Fehlt der Hausmeister, dann reißen alle Stricke – in meinem Fall hier ist es die Matratze, die aufgerissen ist. Menschen brauchen Kontrolle und Angst, Angst vor Strafe, sonst sind sie zu allem fähig. Und dafür gibt es Hausmeister. Zum Angst machen und auch zum Bestrafen. Oder Kontrollieren. Egal wie man es auch immer nennen mag.

Hausmeister gibt es überall, das ist nötig; oftmals erkennt man sie gar nicht als Hausmeister, das liegt daran, dass manche Hausmeister sehr geschickt sind, denn oft führen sie alle nur vorstellbaren Berufe aus, den des eigentlichen Hausmeisters jedoch eher selten.

Ich nun befinde mich hier inmitten eines in Echtzeit aufgeführten Trauerspiels, in welchem kein Hausmeister mitspielt, das heißt nicht mehr mitspielt, denn er ist ausgeschieden aufgrund plötzlicher Erkrankung.

Das schöne Hausmeisterbüro sinnlos verwüstet, und nun mein Zimmer – wie soll das alles weitergehen ohne Hausmeister? Die Matratze war doch noch gut. Das Bett auch.

Sind die zerstörerischen Kräfte erst einmal freigelassen, dann ist ihnen kaum mehr Einhalt zu gebieten, denn sie bleiben, ähnlich wie gute Hausmeister, die der allgemeinen Ordnung in einem höheren Sinn verpflichtet sind, oftmals anonym. Man erkennt sie erst, wenn es zu spät ist. Dann jedoch haben sie schon längst ihren dunklen Bestrebungen und Machenschaften ein weiteres unerfreuliches Detail hinzugefügt, eine Krise oder einen Krieg, im besten Fall nur einen Skandal mit wenigen Toten außerhalb des eigenen Landes.

Erschwerend ist die Tatsache, dass niemand etwas genaues weiß, weder von sich, noch von den Anderen. Ich will es erklären.

Fragt man sich nicht in so mancher brenzligen Situation:

Ist es ein Hausmeister, der gerade vor mir steht und sich scheinbar belanglos mit mir unterhält, während er mir freundlich die Tür offen hält, oder trägt er nur eine sehr gut gemachte Hausmeistermaske, und in Wirklichkeit wünscht er mir einen qualvollen Tod, eingeklemmt von der Tür, die er plötzlich mit aller Wucht zuschlägt, denn es handelt sich hier um einen sehr geschickten Vandalen, einen, der sein Handwerk bestens versteht, ein Scheusal also, ein Unmensch, ein Menschenfeind. Ach, die Zeiten sind schwer und unklar.

Von der Tür eingeklemmt – da vergeht einem das Lachen aber gehörig, schlimmstenfalls lacht man weiter, und das ist auf keinen Fall so lustig, wie es sich vielleicht anhören mag.

Sind aber die Zeiten dergestalt unklar und unübersichtlich, braucht es mehr Hausmeister, Männer der Tat, mutige Männer, die sich dem Hausmeistertum verschrieben haben und sich auch öffentlich dazu bekennen.

Plötzlich schrecke ich auf, eine tiefgreifende Erkenntnis hat sich meiner bemächtigt: Ich bin gemeint – der große Wall, die letzte Schutzmauer, der Retter, das bin doch ich, Hans-Bernhard Weltek, denn ich habe den Mut und das Herz eines Hausmeisters.

Wer soll das Kloster verteidigen, wenn nicht ich? Pater Kilian, denke ich, du kannst dich auf mich verlassen. Ich kämpfe. Gegen wen auch immer. Und wenn ich es am Ende selbst sein sollte, den es zu besiegen gälte, ich täte es. Für meine Ehre und für St. Panaritium. Die Zeit des ziellosen Umherschweifens, vom eigenen Glück getragen und aufgehoben, ist vorüber. Auch die Salzstangen müssen warten, bis ich sie finden werde.

St. Panaritium ist in Gefahr. Und ich bin bereit. Das passt.

Dieser Auftrag wird mir viel Kraft abverlangen. Vielleicht ist es günstig, noch einmal Kraft zu tanken, noch einmal in den Spiegel zu blicken, um innere Kraft und inneres Glück aus meinem eigenen Blick in mich strömen zu lassen. Denn davon kann man nie genügend zur Verfügung haben.

Schnellen Schrittes eile ich zurück zum Speiseraum. Heidrun Xirzenbachs Zimmer ist immer noch verschlossen. Wer weiß warum, denke ich und bleibe kurz stehen, denn ich vernehme ein eigenartiges Geräusch. Eine Mischung aus Rascheln und Knistern, Schleifen und Reiben. Ich richte meine gesamte Konzentration auf dieses Geräusch, denn es kommt mir bekannt vor. Dann dämmert es mir. Kaschubke, fällt mir ein, das klingt wie Kaschubke mit seinen Plastiktüten. Im gleichen Moment muss ich laut auflachen, ich gluckse dabei, zwischendurch muss ich tief Luft holen, das Lachen durchschüttelt meinen Körper und lotet dabei mehrere Oktaven aus; es ist so schön zu lachen,

hemmungslos gebe ich mich ihm hin, volltönend und lauthals, mir kommen die Tränen, Lachtränen, salzig und voller Lebenslust.

Geschickt von mir, einen zweiten Versuch zu starten, mich noch einmal in den April zu schicken. Es war vorauszusehen, dennoch, ein sehr geschickter Versuch, ich bin begeistert. Beinahe wäre ich darauf hereingefallen, Kaschubke sitzt im verschlossenen Xirzenbach-Zimmer und raschelt mit seinen Tüten, was für ein Spaß. Ich kann mich noch immer nicht beruhigen, muss immer noch lachen, denn nun gesellt sich zum Tütenrascheln ein weiteres Geräusch. Mehrere Stimmen rufen laut: »Hilfe, Hilfe, ist dort jemand, wir sind hier eingeschlossen, Helft uns. Hilfe.«

Während ich mich kurz auf den Boden hocke und meinen Bauch halte, weil er vom Lachen schmerzt, nimmt die Lautstärke der Hilferufe zu. Ich kann deutlich Agnosticas Stimme erkennen, und aus dem Hintergrund tönt die etwas leisere Stimme von Anna Mukensturm, auch die Stimmen von Estragon und Vladimir sind Mitglieder dieses Aprilchores. Heinrich Maria Mox und Dr. Cervus rufen als Bass beziehungsweise Bariton, angetrieben von Beate-Camilla, die kurze, hochfrequente Schreie ausstößt.



*Abb. 18: Versuch einer Visualisierung des Weltek-Wortes »Aprilchor«*

Ich kugle mich auf dem Boden. Mein Lachen wird zur Raserei. Ein Krampf, ein Lachkrampf. Es gibt solche Aprilscherze und solche. Doch dieser hier ist einfach perfekt. Vielleicht auch deshalb, weil es ein eigener ist. Die eigenen Ideen sind doch meistens die besten. Nur, so ein Lachanfall lässt sich nicht so leicht stoppen. Der will ernst genommen werden. Während ich noch auf dem Boden liege, von Lachsalven durchschüttelt, und mich dabei spastischen Bewegungen hingebe, die verschiedenartigen Versuchen einer Bodenrolle ähneln, bemerke ich, wie aus mir einige Gedichte geboren werden. Leider überrolle ich zwei der frisch geschlüpften Werke mit meinem Körper – die Zeit zur Entfaltung ihrer bedeutsamen Wirkung war einfach zu knapp. Ich muss sie als verloren melden. Mir gegenüber. Das ist bitter.



*Abb. 19: Zweiter Versuch der Visualisierung des Weltek-Wortes »Aprilchor«*

Geistesgegenwärtig wie ich war, konnte ich zwei Gedichte retten, bevor sie von mir überrollt wurden, indem ich sie rechtzeitig unter meinem Körper hervorzog. Hoffentlich sind es gute Gedichte, die ihre Rettung auch verdient haben. Dankbare Gedichte, die sind mir am liebsten.

#### **ANSICHTEN MEINES LACHENS**

Ein Zimmer bleibt  
dem Lachen noch verschlossen,  
ein Raum nur leistet Widerstand:  
Dort fallen Menschen, Stunden,  
Wochen, doch  
worüber lach  
ich weiß  
nicht

Horch, es raschelt frisch Gezapptes,  
unaufhörlich schwappt es, doch ich finde  
keinen Zugang, nur mein Lachen  
schmerzt mich,  
ach, warum  
noch lach  
ich weiß  
nicht

Dieses Gedicht, ich weiß nicht, vielleicht liegt es daran, dass ich noch verschwommen sehe, weil die Lachtränen meinen Blick verwässert haben. Das andere Gedicht ist ähnlich. Man weiß nie im Vorhinein, wen man rettet, und ob Dankbarkeit daraus erwächst. In diesem Fall denke ich, dass ich die beiden schlechteren Gedichte gerettet habe, die guten wurden leider von mir plattgewalzt. Es sind immer die falschen, die gerettet werden. Na ja, nicht ausschließlich, aber doch sehr häufig.

## RISUS SARDONICUS

Lach mich gesund!  
Aus meinem Schlund  
stoß wohl heraus wie drängend Winde,  
die zärtlich mich zu streifen flehen,  
und mir zu Ohren Worte wählen  
gleich einem festlich Schmuckgebilde,  
ein göttlich Hauch gewebt aus feinsten Rede,  
so dass in edler Art aus meiner Kehle  
ein Lachen springt, so zart und leis,  
dass selbst der Tod kurz fehlt  
und innehält, weil in die Tiefe  
seiner blinden Seele  
ein Lächeln fällt,  
und er sich wendet.  
Erfülltest du  
mir obig Bitte fürderhin  
aus gunsterfüllter Huld,  
weil dich mein Flehen  
innig barmt,  
und weil mein Reden hold dir scheint,  
ich brächt' dir dar ohn' List und Tücke  
ein Dauerlachen ewiglich.

Nicht nur im Tempel lachte ich  
für dich.

Viel mehr:  
Der Dichtung hymnisch Klang  
ließ ich ertönen, dass alle Welt  
an froher Kunde sich erfreute.  
Ob Bauersknecht, ob freier Mann,  
ob Tagelöhner, ob der Mägde Sang,  
auch liebeich Jungfern reiner Seele  
entspräng' ein Lied aus voller Kehle,  
ein Lobgesang aus frohem Sinn.  
Den Tod jedoch quält schwerer Grimm,  
sein Lächeln war ihm kein Gewinn.

Wie ich vermutet habe – wieder einmal das falsche Gedicht gerettet. Versteht das Gedicht meine Situation nicht? Oder gibt es sich absichtlich unwissend? Letzteres wahrscheinlich. Genau das Gegenteil des beschriebenen Verhaltens ist doch momentan von mir gefragt. Der Lachanfall muss von mir überwunden werden. Ewiges Lachen – bei aller Verbundenheit zu meinem eigenen Fleisch und Blut, das Gedicht ist eine Missgeburt, schon wieder einmal.

Ich muss mich aufraffen, den Lachanfall sauber beenden, St. Panaritium geht es nicht gut. Es ist nicht die Zeit des Lachens, schon gar nicht des Dauerlachens, es ist die Zeit des Kampfes. Mutig und entschlossen gehe ich voran, die Stimmen lasse ich hinter mir. Stolz bemerke ich dabei, wie kräftig ich auftrete. Das ist der richtige Auftritt, um die Feinde des Klosters zu stellen und in die Flucht zu schlagen.

Ich bin stolz auf meine Selbstdisziplin, ohne diese würde ich noch immer auf dem Gang stehen und mich ausschütten vor Lachen über meinen gelungenen Aprilscherz und die vielstimmigen Versuche,

mich mittels akustischer Täuschungen hereinzulegen.



*Abb. 20 Dritter Versuch einer Visualisierung des Weltek-Wortes »Aprilchor«*

Schnell und entschlossen, das ist es. Und schon stehe ich im Speiseraum.  
»Schnell auftanken und dann weiter«, sage ich leise zu meinem Spiegelbild über der  
Esszimmeranrichte und versinke kurz darauf in meinem eigenen Blick.

### **AbhängIch**

Wer jemals tief im eig'nen Ich versank,  
der weiß zu schätzen jene Gnade,  
die ihm zuteil ward – außer Frage  
ist hier die Suchtgefahr recht groß.  
Des Augen-Blicks gar süßer Sog  
ist eine Droge.  
Das eig'ne Ich verläßt  
dich nicht. Da hilft nur strenger  
Selbstverzicht.  
Hoffentlich.

Nachtrag vom 24. April 2010 – 18.30 Uhr

Erst im Nachhinein – drei Wochen später – ist es mir möglich, die weiteren Geschehnisse dieses  
verhängnisvollen ersten Aprils in mein Tagebuch zu schreiben.

Denn erst seit heute halte ich das Tagebuch wieder in meinen Händen. Mehr dazu später.

In meiner Erinnerung muss ich ungefähr zwei Stunden vor dem Spiegel gestanden haben. Am  
Nachmittag zwischen 14 und 15 Uhr erschütterte plötzlich eine laute Detonation das Kloster. Durch  
die Wucht der Detonation wurde ich zu Boden geworfen, die Scherben des großen Spiegels  
regneten auf mich herab. Mein erster Gedanke war: Lingurator, der zweite: Lachen. Doch von der  
Schwere der Explosion her wäre ein riesiger Lingurator notwendig gewesen oder vielleicht die  
neueste Generation von Riesen-Linguratoren, aber der einzige Lingurator des Klosters war bereits  
explodiert, und das Lachen betreffend, gelacht hatte ich ja gerade erst ausreichend.  
Als ich mich vom Boden aufrappeln wollte, gab es erneut mehrere, diesmal aber kleinere

Explosionen, in deren Folge sich in kürzester Zeit ein undurchdringlicher Nebel um mich herum ausbreitete. Aus dem Nebel blitzten plötzlich rote Laserpunkte auf, die sich tanzend auf meinem Körper einfanden. Mit Tänzen meine ich keinen Walzer, ein Veitstanz war es, den sie aufführten. Ich blickte in mehrere grelle Lichter, hörte noch die Rufe «Auf den Boden, Hände auf den Rücken, auf den Boden, sofort, auf den Boden, keinen Widerstand!» Nachdem ich einen Schlag auf den Kopf erhalten hatte und mich daraufhin von vollkommener Schwärze umfassen fühlte, stieg ich kurz aus meinem Körper – dies bot sich in dieser Situation an –, doch als ich meinen bewusstlosen Körper so gequält unter mir auf dem Boden liegen sah, barmte es mich doch zu sehr, und ich rief, wahrscheinlich bedingt durch die Hirnerschütterung, in einer seltsamen und mir unverständlichen Sprache: Hans-Bernhard! Audi! Ride, si sapis!  
Venio!

24. April 2010 – 19 Uhr

Endlich. Die Zeit der Trennung ist vorüber. Meine Hand streift zärtlich über den Buchrücken. Ein wohliger Schauer fährt mir den Rücken hinunter. Mit dem Zeigefinger zeichne ich langsam und genussvoll die Buchstaben der Deckelprägung nach. Ich bin schon beim letzten Buchstaben angelangt, dem »h«. Doch sogleich beginne ich wieder von vorn. »Mein Tagebuch« – die einzelnen Buchstaben fühlen sich warm und vertraut an. Ein Gefühl, als berührte ich mich selbst.  
Hans-Bernhard Weltek – Mein Tagebuch. Wie schön es klingt und wie gut es sich anfühlt. Ich bin sehr zufrieden, auch mit der Behandlung hier. Alles fachkundiges Personal. Fairness und Berufskompetenz – das sind die Eigenschaften, die ich auch an mir sehr mag.  
Ein wenig habe ich mich hier schon eingelebt.

Ob ich noch ein wenig Zeit hätte, ein kleines Gedicht sei ihm da unter seine Feder geraten, sagt Borkenbock.

Joseph Borkenbock ist mein Zellengenosse, er schläft unter mir. Ein feiner Mensch. Ich könnte mir keinen besseren vorstellen, mit dem ich ein Doppelstockbett teilen wollte. Sehr feinfühliges Charakter, der Joseph. Ein guter Beobachter außerdem. Und ein Künstler obendrein.

Borkenbock heißt eigentlich Autor-Bobo, das ist sein Künstlernamen. Autor-Bobo hat bereits zwei Gedichtbände mit eigenen Gedichten veröffentlicht. Leider ist er dabei an einen skrupellosen Verlag geraten, jedes Buch musste er aus eigener Tasche bezahlen, und zehntausend Bücher hatte er geordert. Er wollte bewusst erst einmal kleine Brötchen backen. Aber es kam anders als gedacht. Der Verlag hat ihm anstatt Brötchen Brote berechnet. Ein Raubüberfall auf die Mecklenburger Sumpfsparkasse war der letzte verzweifelte Versuch, den Borkenbock unternahm, um sich seiner Schulden zu entledigen, denn der »Verlag für Zeitgenössische Lyrik und alles andere in schriftlicher Form«, kurz auch genannt »Alldruck-Verlag«, hatte bereits seine Häscher ausgesandt, dem säumigen Schuldner gehörig die Reime zu kreuzen – nun ja, man kennt das, aus der Politik oder dem Bereich der volkstümlichen Volksmusik. Hinter der Bühne vergeht einem dann sehr schnell das Lachen und manchmal schon auf der Bühne, so wie es bei Autor-Bobo der Fall war. Der Bankraub war nicht von Erfolg gekrönt, dies schien aber nicht allein Borkenbocks Verschulden gewesen zu sein.

Autor-Bobo hatte seine Geldforderung dem Mann hinter dem Schalter in Gedichtform überreicht. Doch der Sumpfbankangestellte war überfordert. Er konnte die Aussage des Gedichtes nicht herausfiltern. Gemeinsam haben sie dann Strophe für Strophe das Gedicht durchgearbeitet. Der Bankangestellte kam wohl ganz schön ins Schwitzen dabei, irgendwie muss er dann versehentlich auf den Alarmknopf für den stillen Alarm gekommen sein. Die Sumpfgarde nahm Bobo fest und der Bankangestellte blieb mit einem unvollständig erklärten Gedicht zurück. Aber ich schweife ab. Zurück zu Bobos neuem Gedicht. Ja, sage ich zu Autor-Bobo, ich sei sehr gespannt auf sein neues Gedicht, wähle er doch immer sehr interessante Themen, die er in seinen Werken durchleuchte. Heiße Eisen packe er an, sehr heiße Eisen sogar.

Außerdem, seinen Finger hätte ich gern, lobe ich ihn, solch einen Finger, der unablässig in die eitrige Wunde der Gesellschaft steche. Dabei blicke ich auf meine eigenen Finger. »Das könnte ich gar nicht, jedenfalls nicht so gut wie du«, gebe ich Joseph Borkenbock gegenüber offen zu. Künstler

sind offen zueinander. Immer.

Während ich das denke, spüre ich den Hauch einer Ahnung durch mich wehen. Die Ahnung flüstert leise in meinem Inneren. Ich kann leider nur die Worte »lang anhaltende Freundschaft« und »Lyrikkameradschaft« vernehmen, denn schon beginnt Autor-Bobo damit, sein neues Gedicht zum Vortrag zu bringen.

### **AUF DIE SALZSTANGE FERTIG LOS (Ein Zeitlaufgedicht von Autor-Bobo)**

Die Zeit ist wie eine zerbrechliche Salzstange. Sie lässt sich nicht biegen, sie bricht entzwei, so wie der Tag bricht in Vor- und Nachmittag, doch sie bricht weiter, wie jede gute Salzstange, in Stunden, Minuten, Sekunden. Dann haben wir die Bescherung, vom Tag bleibt für uns nur Gekrümel, so wurde wieder eine wertvolle Salzstange vernichtet, leider. Und das war sicherlich nicht die letzte, die dran glauben musste, denn die Lebenspackung Salzstangen, die wir zur Geburt überreicht bekommen haben, ist noch nicht alle. So greifen wir zur nächsten Salzstange und zerkrümeln sie, ohne einen Gedanken zu verschwenden an die schlimme Zeit der Salzstangenlosigkeit, die über kurz oder lang auch uns ereilen wird.

Ein ausgesprochen tiefsinniges Gedicht, außerdem noch ein politisches, ein wenig Neid mischt sich in meine lobenden Gedanken, denn das mit der Zeit und den Salzstangen, da hätte ich auch drauf kommen können, habe ich doch ähnliches in St. Panaritium ... egal.

»Die Zeilenumbrüche, Bobo, du hast wirklich ein geschicktes Händchen für Zeilenumbrüche, einfach unbeschreiblich.« Ich hänge meinen Oberkörper weit über den Rand des oberen Doppelstockbettes hinaus, so dass mein herunterhängender Kopf in Sichtweite von Autor-Bobo, dem Inhaber des unteren Bettes, kommt. Wir lächeln uns an. Verständnisvoll und kameradschaftlich. Und da ist sie wieder, meine Ahnung von vorhin.

»Die zweite Strophe«, sagt Bobo, »die zweite Strophe folgt noch, sie ist zwar noch nicht fertig, ein erster Entwurf, aber schon recht gut.«

Teilen wir uns die Packung ein, zerkrümeln wir nicht alles, und wenn möglich, lassen wir uns einladen von Fremden oder Behinderten. Auch Rentner haben manchmal noch geheime Vorräte im Strumpf. So können wir sparen und haben länger Spaß als die, die es ohnehin nicht verdient haben, so viele Salzstangen ihr Eigentum zu nennen. Dafür will ich kämpfen: Wie im Gedicht so auch im Jetzt. Amen.

Ich überlege noch, wie man den Schreibstil der zweiten Strophe fachterminologisch nennt, da klärt mich auch schon Autor-Bobo darüber auf. Als hätte er meine Gedanken errahnt. Als säßen wir gemeinsam auf einer Gefühlsschaukel.

In der zweiten Strophe verwende er bewusst das Stilmittel des dramatischen Gebetes, sagt Joseph Borkenbock. »Merkantile Sarrazinose, so wird es auch manchmal genannt«, sagt Bobo und ich nicke ihm verständnisvoll zu.

Den Rest des Abends blättere ich in meinem Tagebuch und mache noch einen Eintrag für den ersten April, als ich im Kloster von der Sumpfgarde überwältigt wurde.

25. April 2010 – 9 Uhr

Auf die Minute genau erscheint Kommissar Grollhammer, Godwin Grollhammer, Verhörspezialist der Mecklenburgischen Sumpfgarde. Ich sitze bereits auf meiner Seite des Tisches. Grollhammer nimmt mir gegenüber Platz und begrüßt mich. Freundschaftlich erwidere ich seinen Gruß. Es sei heute das fünfzehnte Verhör, sagt er, es sei ihm unbegreiflich, dass wir immer noch keinen Schritt weitergekommen seien. Dann seufzt er laut und schaut mir eindringlich in die Augen.

»Vor zwei Jahren, Lyrik-Rolf 23, der ist schon nach zwei Verhören eingebrochen und hat gestanden, zerknirscht und reumütig, unter bittersten Tränen, am Ende hat er die Sumpfgardisten sogar in seine Sonettfälscherwerkstatt geführt. Zum Glück«, sagt Grollhammer, »zum Glück, denn wir konnten dadurch rechtzeitig – bevor sie in Umlauf gebracht werden konnten – tausende Exemplare gefälschter Sonette beschlagnahmen. Oder vor zwei Jahren Wollemops, äußerst geschickt dieser Wollemops übrigens.«

Grollhammer seufzt schon wieder, sein Blick bleibt aber immer noch auf mich gerichtet. »Einen selbst entwickelten Lyrik-Virus hat Wollemops in verschiedenen Literaturforen freigesetzt. Ein furchtbares Verbrechen, bis heute können wir die Nachfolgeschäden nicht exakt beziffern, wir reden hier über Gedichte, die furchtbar entstellt wurden; schon das einfache, unbedachte Lesen solch eines Krankheitsträgers, also eines infizierten Gedichtes, reicht aus, um die Infektion auf das nächste im Entstehen begriffene Gedicht zu übertragen – eine kaum zu stoppende Kettenreaktion.«

»Das ist ja wirklich furchtbar«, rufe ich spontan und merke im gleichen Moment, dass mir ein nicht steuerbarer, lang anhaltender Seufzer Grollhammerscher Art entfährt.

Grollhammer schaut mich verduzt an, wechselt jedoch gleich darauf seinen Gesichtsausdruck, nun wieder ganz strafender Erzieher und strenger Verhörspezialist in einem.

Lyrik-Rolf 23, Wollemops, es fehle in seiner Sammlung nur noch Hans-Bernhard Weltek, und das könne ich ihm gut und gern glauben, er vervollkomme seine Sammlung auf jeden Fall, sagt Kommissar Grollhammer.

Da sei ich aber überrascht, antworte ich ihm, da hätte er doch gleich direkt fragen können, und ob er vielleicht im Gegenzug Interesse an einer gemeinsamen Sammlung habe, will ich dann wissen, denn folgende mir bekannte Lyriker hätten mit Sicherheit auch Dreck am Stecken, bei denen läge offensichtlich so vieles im Argen, da könne man hier noch problemlos einige Doppelstockbetten belegen.

Aus meinem Mund purzelt ein Name nach dem anderen, alles Kritiker meiner Texte, alles kritische Kritiker meiner Texte: »Anka M., Belloque2, Wollnuss, seraphim-flughirn, Pocahansa, Poeticus, Der Makulator, Dichtmaschine, nicht zu vergessen Gabriele Stankenwurz, ja, die besonders, aber auch Rührherz 101, Blutengelwurst, Metamorphose 07, bloody-girl, Kurt der Reimer, Lyranne ...«

»Schluss damit«, ruft Grollhammer mitten hinein in meine Aufzählung. Ich verstumme augenblicklich. Kommissar Grollhammer schweigt, seufzt, schweigt weiter und seufzt noch einmal. Über den Rand seiner Lesebrille schaut er mich an.

»Herr Weltek, ich muss Sie jetzt fragen, Sie kennen das bereits zur Genüge: Sind Sie psychisch und körperlich in der Lage, verhört zu werden?«

»Ja«, antworte ich, »ich bin schon sehr gespannt, auf meine eigenen Antworten, von mir aus kann es beginnen.« Als ich jedoch sehe, wie sich bei meinem letzten Satz Grollhammers Miene verfinstert,

füge ich noch schnell hinzu, dass ich mich auch auf seine Fragen freue, besonders auf die Fragen, auf seine Fragen, denn die bereiteten mir am meisten Spaß. Leider gelingt es mir nicht, Grollhammer damit aufzuheitern. Deshalb lege ich nach: Gespannt sei ich, äußerst neugierig sogar. Doch Grollhammer bleibt griesgrämig.

Er habe nochmals alle Verhörprotokolle intensiv studiert, und er gebe es offen zu, dass er dadurch keinen Deut schlauer geworden sei, was den Wahrheitsgehalt meiner Aussagen anbelange, doch wolle er die Geheimnisse von St. Panaritium und meine Verstrickung in die unheilvollen Geschehnisse schon noch durchleuchten, denn eines habe er neben seiner großen Menschenkenntnis noch an die Hand bekommen, Zeit, sehr viel Zeit.

Noch sei ich zwar ein Buch mit sieben Siegeln, doch bald schon würde er hinter die Geheimnisse kommen und dann ... Grollhammer seufzt.

Gern doch, erwidere ich, ein offenes Buch sei ich, er möge mich nur kräftig durchblättern. Kein Geheimnis sei mir fremd. Und ihm selbstverständlich auch nicht.

Durchgeblättert habe er schon so einiges, unter anderem mein Tagebuch, antwortet er, doch zur Erhellung des Sachverhaltes habe es nicht beitragen können. Doch zunächst das Verhörprotokoll von gestern, ich möge es bitte unterschreiben, sagt Grollhammer und schiebt das Protokoll über den Tisch zu mir herüber. Ich lese es laut vor, so wie ich es bisher immer mit den Protokollen vom Vortag gemacht habe. So kann ich dabei auch noch etwas lernen: Lautes Lesen mit Betonung.

## **VERHÖRPROTOKOLL Hans-Bernhard Weltek**

24. April 2010 – 9 Uhr, Verhör Nr. 14  
(Kommissar G. Grollhammer)

**Grollhammer:** Herr Weltek, bitte sagen Sie mir doch noch einmal schnell auf den Punkt gebracht, was haben Sie im Kloster St. Panaritium gesucht?

**Weltek:** Salzstangen. Ich war auf der Suche nach Salzstangen.

**Grollhammer:** Ich will die Frage präzisieren. Im Protokoll Nr. 2 gaben sie an, dass sie in St. Panaritium geistige Erneuerung suchten. Sie seien in ein Loch gerutscht, ich zitiere: »Meine Lebensmitte war plötzlich verrutscht, in mir, wie soll ich sagen, eine schiefe Ebene, eine nach der anderen, und wo die eine scheinbar ihr Ende erreicht zu haben schien, begann die nächste Schräge, noch steiler und abschüssiger als die vorherige. Meine Gedichte, alles das, was ich der Menschheit zu sagen hatte, rutschte immer tiefer in mich hinein. Ich konnte diesem Zustand nicht mehr tatenlos zuschauen, weil, je mehr Gedichte mir in die Tiefe abrutschten, desto weniger Halt konnte ich anderen Hilfsbedürftigen geben«.

**Weltek:** Ja, genau so war es. Ein schlimmer Zustand für mich und für die von mir Abhängigen.

**Grollhammer:** Sie suchten also geistige Erneuerung in St. Panaritium. Finanzielle Gründe hatten Sie keine? Es ist uns bekannt, dass Ihr eigenes Unternehmen, das Weltek-Seminarhaus für Moral und Lebenshilfe gar nicht gut lief. Sie hatten keine einzige Anmeldung zu Ihrem letzten Seminarangebot »Der Frühling bricht uns Hoffnung – wie lichter Schein durchs Unterholz. Befreites Denken im Hier und Miteinander. Wahrscheinlich standen die Gläubiger schon vor Ihrer Tür, und in dieser Situation haben Sie sich abgesetzt, sind untergetaucht in St. Panaritium, wohlwissend, dass dort seit längerer Zeit nach dem sagemumwobenen Panaritiumsschatz gesucht wird. Sie haben von Anfang an geplant, sich nicht nur geistig zu bereichern. Gestehen Sie endlich, Schatzsuche war Ihr eigentliches Ansinnen.

**Weltek:** Sie reden wie Pater Kilian, das heißt, Sie reden wie Pater Kilian als er so durcheinander war und die Tür aufgesprengt hat, nur weil er ... ich weiß nicht, warum er es getan hat, aber er hat es getan. Ich kenne seine Gründe nicht. Wir waren ja schließlich Vorstandsbrüder. Da zählen Gründe nicht so sehr, nur die Rendite.

**Grollhammer:** Diese Geschichte ist so abgrundtief lächerlich. Sie glauben doch nicht wirklich, dass Sie mit dieser Nummer vor Gericht durchkommen werden? Pater Kilian fanden wir mit einer schweren Kopfverletzung in der Effektenkammer des Klosters, die Tür war aus den Angeln

gesprengt. An Ihrer eigenen Kleidung, unter Ihren Fingernägeln, sogar im Gesicht fanden wir Kilians Blut. Als hätten Sie in seinem Blut gebadet. In Ihrer Tasche fanden wir den Generalschlüssel des Klosters, welchen Sie Pater Kilian entwendet hatten. Das Hausmeisterbüro wurde von Ihrer Hand verwüstet, überall hinterließen Sie Ihre Fingerabdrücke, vermischt mit Kilians Blut. Was haben Sie denn im Büro gesucht?

**Weltek:** Ich war auf der Suche nach Salzstangen, das wollte ich Ihnen doch vorhin schon mitteilen. Ich hatte Hunger und Kilian wahrscheinlich auch. Eine Stärkung konnten wir sicherlich beide gebrauchen, nachdem sich die Blutung stabilisiert hatte, waren wir beide doch recht geschwächt.

**Grollhammer:** Sie haben aus niederen Beweggründen Kilian niedergeschlagen, weil Sie an den Schlüsselbund des Klosters gelangen wollten. Die Suche nach dem Schatz, das war Ihr Motiv.

**Weltek:** Den blöden Schlüsselbund habe ich doch ausschließlich mitgenommen, weil er auf dem Boden lag! Und außerdem: Ein Schlüssel war ja bereits schon abgebrochen, sollten denn noch mehr davon in die Brüche gehen? Das frage ich Sie.

**Grollhammer:** Ihre Ausreden und Ausflüchte sind so unglaublich, so ungeschickt und naiv, dass ich es schon wieder fast glauben mag. Nein, tue ich natürlich nicht. Also weiter: Weshalb trugen Sie denn einen Strumpf über Ihrem Gesicht, als Sie festgenommen wurden. Wohlgermerkt ein Strumpf, von dem Sie bis heute behaupten, er sei eine Agnostica-Maske gewesen.

**Weltek:** Das habe ich Ihnen doch schon mehrmals erklärt.

**Grollhammer:** Bitte, Herr Weltek, erklären Sie es mir noch einmal.

**Weltek:** Die Maske lag in dem Zimmer, in welchem mich Pater Kilian eingeschlossen hatte, weil er noch etwas zu erledigen hatte. Und da habe ich sie einfach probierhalber aufgesetzt. Ja und dann hat sie sich festgesaugt wie eine zweite Haut. Das war zunächst durchaus angenehm, später begann sie dann zu jucken, das war nicht mehr so schön. Wenn ich gekonnt hätte, ich hätte sie schon entfernt.

**Grollhammer:** Eine Socke, die sich in Ihrem Gesicht festgesaugt hat, Herr Weltek, die ersten Verhöre konnte ich ja darüber noch herzhaft lachen. Doch nun finde ich Ihre Aussage nur noch ermüdend. Sie haben sich maskiert, um Pater Kilian in einen Hinterhalt zu locken und wollten dabei nicht von ihm erkannt werden. Außerdem: Ihre Angaben über das Vorhandensein mehrerer Gesichtsmasken sowie die Beschreibung einer Maskenmaschine im Hausmeisterbüro können wir nicht bestätigen. Eine derartige Maschine war nicht auffindbar. Im Nebenraum des Hausmeisterbüros steht ein großer Farbkopierer. Keine Masken, keine Maskenmaschine. Ein Farbkopierer. Ohne Greifarme, hören Sie, ein Kopierer ohne Greifarme. So wie die meisten Kopierer. Wollen Sie also immer noch behaupten ...

**Weltek:** Ich weiß doch, was ich gesehen habe!

**Grollhammer:** Anscheinend nicht. Kilian ist leider noch nicht bei Bewusstsein. Wären wir eine Stunde später gekommen, wir würden uns jetzt hier über den Mord an Pater Kilian unterhalten müssen. So konnte er noch rechtzeitig medizinisch versorgt werden. Sobald er sein Bewusstsein wiedererlangt, wissen wir mehr. Herr Weltek, die Wahrheit wird ans Tageslicht kommen, sprechen Sie jetzt, das ergäbe vor Gericht Pluspunkte für sie. Über kurz oder lang wird Pater Kilian sprechen. Haben Sie denn keine Angst davor?

**Weltek:** Im Gegenteil. Ich mache mir nur Sorgen, wie es mit St. Panaritium weiter gehen soll, weil die Vorstandsfrage nicht geklärt ist, denn Pater Kilian kann, wie sie ja selbst bestätigen, momentan seinen Amtsgeschäften nicht nachkommen. Mich quält die Frage: Bin ich nun automatisch Erster Erster Vorstandsbruder oder bleibe ich Zweiter Erster Vorstandsbruder und vertrete also nur für die Zeit der Vakanz den Ersten Ersten Vorstandsbruder, bleibe aber de facto weiterhin nur Zweiter Erster Vorstandsbruder?

**Grollhammer:** Hören Sie auf solch einen Unsinn von sich zu geben. Sie haben den Rest Ihrer Seminargruppe im Zimmer von Heidrun Xirzenbach eingeschlossen. Später haben Sie dann voller Schadenfreude vor deren Tür gelacht. Ja, regelrecht verhöhnt haben Sie diese armen Menschen, die seit zwei Tagen dort eingeschlossen waren und sich schon auf den nahenden Tod vorbereiteten.

**Weltek:** Ich habe es Ihnen doch schon so oft erklärt, hätte ich gewusst, dass es kein Aprilscherz war, ich hätte doch sofort die Tür geöffnet und die Eingeschlossenen befreit. Für mich fühlte es sich an, als ob ich von mir selbst in den April geschickt werden sollte. Ich sah keine Anzeichen dafür,

dass es sich nicht um einen Aprilscherz handeln sollte. Hinterher ist man immer klüger.

**Grollhammer:** Ich kann nicht mehr, hören Sie auf. Schluss für heute. Sie erzählen seit vierzehn Tagen eine endlose und langweilige Lügengeschichte.

**Weltk:** Ach, bitte Herr Kommissar, ein wenig könnte ich noch. Vielleicht lösen wir ja doch noch das Geheimnis, von dem Sie immer reden, dass Sie es lösen werden.

Verhör-Ende: 10.15 Uhr – gez. Kommissar Grollhammer

Ich greife zum Wasserglas und trinke einen Schluck. Vorlesen macht durstig. Ich bin ganz zufrieden mit mir, keine Versprecher, laut und deutlich, die tägliche Übung macht sich bemerkbar.

Jetzt erst sehe ich, dass Grollhammer eingeschlafen zu sein scheint. Sein Kinn berührt die Brust, und das rasselnde Geräusch klingt wie Schnarchen. Leise stehe ich auf, damit ich ihn nicht erschrecke. Von hinten schüttele ich ihn sanft an den Schultern, doch meine Hände schnellen schockiert zurück, Grollhammer ist mit einem lauten Schrei aufgeschreckt, er bäumt sich auf, mit der gleichen Geschwindigkeit wechselt er plötzlich die Richtung und schlägt mit dem Kopf an die Kante des Tisches, dabei entweicht ihm ein Schmerzlaut, der mich erschauern lässt, denn ich ahne schon, was als nächstes passieren wird. Und so ist es auch: Grollhammer sackt in sich zusammen, stürzt zu Boden, und als er dort aufschlägt, entflucht ihm ein letzter schwerer Seufzer. Um seinen Kopf herum bildet sich eine schnell wachsende Blutlache. Irgendwie kommt mir das alles bekannt vor.

Diesmal bleibe ich aber nicht sitzen, um die Blutung zu stillen, diesmal nicht. Ich eile zur Tür und drehe am Knauf, doch er bewegt sich nicht. Das war eigentlich auch zu erwarten gewesen. An Grollhammers Gürtel hängt ein großer Schlüsselbund. Aufgeregt probiere ich die Schlüssel, um den passenden zu finden, dabei bricht mir ein Schlüssel ab. Ich stutze. Auch das kommt mir bekannt vor. Doch ich habe Glück, der Schlüssel ist so günstig abgebrochen, dass ich den abgebrochenen Bart problemlos aus dem Schlüsselloch entfernen kann. Endlich, es ist der letzte Schlüssel, schließt die Tür. Leise schleiche ich mich den Gang entlang zu meiner Zelle. Durch die Speiseklappe rufe ich nach Autor-Bobo. »Bist du es, Hans-Bernhard?«, fragt er ungläubig. »Ja, ich bin es«, sage ich, »warte, ich muss nur noch den richtigen Schlüssel finden, warte, ich komme.«

**UNDATIERTES BLATT, LOSE IM TAGEBUCH LIEGEND**

**Hans-Bernhard:** Und?

**Kaschubke:** Moment noch. Bin gleich so weit.

**Gregor Libkowsky:** Ich warte, bis Kaschubke fertig ist.

**Kaschubke:** Von mir aus könnt ihr reden, das stört mich nicht, ich will bloß noch zu Ende lesen.

**Gregor Libkowsky:** Ich denke, es ist besser, dass ich auf dich warte.

**Hans-Bernhard:** Finde ich auch. Also warten wir auf Kaschubke.

**Gregor Libkowsky:** Dann lies aber auch. Du schaust doch aus dem Fenster.

**Kaschubke:** Nein, mache ich nicht, ich habe nur meinen Kopf kurz abgewendet, um das Gelesene auf mich wirken zu lassen.

**Gregor Libkowsky:** Und dazu musst du aus dem Fenster schauen?

**Hans-Bernhard:** Nun lass ihn doch lesen.

**Gregor Libkowsky:** Wenn er denn läse. Zum Lesen müsste man doch ins Buch schauen. Oder? Wenigstens ab und zu einmal. Kaschubke schaut jetzt schon fast zehn Minuten aus dem Fenster. Vielleicht gibt es ja auf der Fensterscheibe etwas zu lesen. Hast du etwa einen Teil deines Tagebuches auf die Fensterscheibe geschmiert, Hans-Bernhard? Ein spezielles Literatur-Event womöglich; der Leser muss nach dem Lesen des Buches zurück in die Buchhandlung, bekommt dort eine Fensterscheibe zugewiesen, die er dann anhauchen muss, um das Ende der Geschichte, das im Buch bewusst weggelassen wurde, sichtbar zu machen.

**Kaschubke:** Wenn ihr andauernd redet, kann ich mich nicht konzentrieren.

**Hans-Bernhard:** Komisch, vorhin gerade noch hätte es dich nicht gestört, wenn wir schon begonnen hätten. Aber gut, wir sind ruhig. Libkowsky, das gilt auch für dich!

**Gregor Libkowsky:** Von mir aus. Ich schaue doch gern zu, wie Kaschubke aus dem Fenster stiert, und ja, nennen wir es einfach lesen oder noch besser, Kaschubke liest.

**Kaschubke:** Ich muss halt nachdenken. Denken und Lesen geht nicht gemeinsam. Immer eines nach dem anderen.

**Gregor Libkowsky:** Aber wenn du so lange denkst, vielleicht bist du ja steckengeblieben im Denken, und nun merkst du es nicht, weil du glaubst, du denkst noch, dabei schaust du nur aus dem Fenster. Wäre doch möglich, oder?

**Kaschubke:** Ich kann das schon noch trennen. Außerdem, ich möchte dich gern sehen, wenn du, zum billigen Tütenraschler degradiert, in einer Geschichte auftauchen würdest. Ist das lustig? Wäre das vielleicht auch eine Rolle für dich? Tütenraschler. Freiberuflicher Tütenraschler, der seine Dienste potentiellen Tagebuchschreibern anbieten muss, um seine karge Existenz zu fristen. Lachnummer in einem Tagebuch, wäre das ein Job für dich?

**Gregor Libkowsky:** Deine Ironie ist ätzend. Nun beruhige dich. Du kommst ja wenigstens noch vor in der Geschichte. Als Figur. Als Mensch. Als Tütenraschler. Ich werde ja nur zu Beginn der Geschichte erwähnt. Na gut, dann darf ich noch das Hausmeistergedicht beisteuern. Aber als Figur, als lebendiges, aktives, die Geschichte vorwärts treibendes Subjekt erscheine ich nicht. Und starre ich deswegen wie blöd aus dem Fenster?

**Kaschubke:** Das mit dem »blöd« nimmst du zurück.

**Gregor Libkowsky:** Blöd nehme ich zurück. Dann starrst du halt nur so aus dem Fenster, wie, wie, ähh, wie Kaschubke, wenn er liest. Hans-Bernhard, sag du doch mal was, sonst sitzen wir heute Abend noch hier.

**Hans-Bernhard:** Kaschubke, lies jetzt!

**Kaschubke:** Ich lasse mich nicht drängen. Jeder hat seinen eigenen Rhythmus. Außerdem interessiert mich jetzt, woran der Libkowsky festmacht, dass mein Rascheln die Tagebuchgeschichte vorwärts treibe.

**Hans-Bernhard:** Ist so. Der Libkowsky hat Recht. Das Rascheln ist wichtig. Ohne Rascheln keine Geschichte, so einfach ist das. Ehe wir uns aber hier in endlosen Diskussionen verlieren: Ich würde doch zu gern noch von euch wissen wollen, wie ihr mein Tagebuch findet. Kaschubke, wenn du in der Zwischenzeit weiterlesen würdest?

**Gregor Libkowsky:** Ach komm, dann fangen wir einfach schon einmal an. Kann ich ehrlich und

offen zu dir sprechen, Hans-Bernhard?

**Hans-Bernhard:** Unter Schriftstellerkollegen, also ich bitte dich ...

**Gregor Libkowsky:** Es zieht sich. Und eigentlich passiert gar nichts weiter von Bedeutung. Eine permanente Nabelschau ist dein Tagebuch. Nichts anderes. Hans-Bernhard hier, Hans-Bernhard dort. Ermüdend.

**Hans-Bernhard:** Ist aber schließlich immer noch mein Tagebuch. Wo soll ich denn bitteschön sonst schreiben dürfen, wie es mir geht und wie ich mich fühle.

**Kaschubke:** Genau.

**Gregor Libkowsky:** Kaschubke, du musst natürlich beipflichten. Bist du schon fertig mit Lesen, Denken, Fenster schauen? Ist dir überhaupt aufgefallen, dass du auffällig häufig Hans-Bernhard Recht gibst. Glaubst du, dir auf diese Art und Weise noch einen weiteren Auftritt im Tagebuch erschleichen zu können? Auftritt Kaschubke – Tütengeraschel – Abgang Kaschubke. Eine anspruchsvolle Rolle spielst du da. Respekt.

**Kaschubke:** Deine Ironie gefällt mir nicht.

**Hans-Bernhard:** Mir auch nicht. Deswegen vermeide ich zum Beispiel bewusst jedwede Form von Ironie in meinen Tagebuchaufzeichnungen. Menschen, auch Leser können dadurch verletzt werden. Nachhaltig sogar. Ein Tagebuch aber lebt von Ehrlichkeit. Sich selbst gegenüber und auch den Anderen gegenüber. Achtsamkeit nenne ich das. Sich selbst achten in schriftlicher Form.

**Gregor Libkowsky:** Hör auf mit dem Schmu, du bist hier nicht in deinem Tagebuch. Ich finde es teilweise recht gekünstelt, unecht, einfach zu dick aufgetragen ist das alles, darüber kann ich in der Regel nicht lachen. Einfach gestrickter Humor. Und die Figuren ebenso, reine Kunstfiguren. Ohne Fleisch und Blut. Trivilliteratur, nichts Ernsthaftes, keine Tiefe. Stell doch dein Tagebuch ins Internet, in ein Literaturforum vielleicht. Ich freue mich jetzt schon darauf, die Kommentare zu lesen. Aber da bist du zu feige für.

**Kaschubke:** Libkowsky, ich glaube, du weißt nicht, was du redest. Auch wenn ich ab und zu mit Plastiktüten raschele, bin ich doch keine Kunstfigur. Libkowsky, du bist doch auch keine Kunstfigur. Schau, wären wir nur erdachte Charaktere, wir säßen bestimmt nicht hier – außerhalb des Tagebuches – und unterhielten uns. Komm, sieh mich an, ich existiere, genauso wie Hans-Bernhard existiert.

**Gregor Libkowsky:** Kaschubke, wach auf aus deinen Träumen, das Tütenrascheln hat dir wohl den Geist vernebelt: Wir existieren nicht. Wir beide sind erdacht. Hans-Bernhard hat uns erschaffen. Wir leben nur in seinem Tagebuch. Wir sind nicht real.

**Hans-Bernhard:** So ein Schmarrn. Libkowsky, lass das Stänkern. Und nenne mich nicht feige, nicht mich. Nie wieder. Wir wissen doch alle, dass wir in einer Geschichte leben. Gottseidank ist es so. Menschen, von denen nach ihrem Ableben keine Geschichten mehr erzählt werden, haben doch mehr als ihre Lebendigkeit durch den Tod verloren. Das Leben ist nur ein Gleichnis. Wir leben in Geschichten. Manchmal kreuzen sich die Geschichten, manchmal springen wir von einer Geschichte in die andere – aber wir leben in Geschichten. Das Kriterium Realität, wie du es auslegst, ist viel zu kurz gegriffen.

**Gregor Libkowsky:** Erzähl nur was du willst, ich finde, du spielst Gott in deinem Tagebuch.

**Hans-Bernhard:** Nein, ich bin euer Diener. Ich kämpfe für euer Überleben.

**Kaschubke:** Da könntest du doch eigentlich – nur zur Sicherheit, dass das am Ende auch klar geht mit dem Überleben – für mich noch einen Auftritt arrangieren. Muss gar nicht viel Text sein. Ein wenig mit den Tüten rascheln, das reichte mir schon. Dass ich dieses, wie nanntest du es vorhin, ach ja, Lebendigkeitsgefühl spüre.

**Gregor Libkowsky:** Oh Mann. Kaschubke.

**MAI**

02. Mai 2010 – etwa um die Mittagszeit

(vom Stand der Sonne und vom eigenen Hungergefühl her geschätzt)

Eine Woche Flucht hatten wir hinter uns. Glückliche Stunden waren das. Wir tauschten Gedichte, wir wurden Freunde.

Doch nun stecke ich fest. Autor-Bobo ist nicht mehr. Versumpft. Vor meinen Augen. Ich sagte noch zu ihm, gib mir die Hand, lass dein Gedicht fallen, doch er konnte es nicht übers Herz bringen, sich von seinem neuesten Gedicht zu trennen. So verschwand er vor meinen Augen. Mit einem schmatzenden Geräusch bedankte sich das Sumpfloch für die köstliche Speise.

Erst als von seinem Körper nur noch die rechte Hand aus dem Morast ragte, ließ er ab von seinem Gedicht, das er bis dahin fest hielt. Ich versuchte noch, seine Hand zu ergreifen, vergeblich. Was von ihm blieb, war ein Gedicht – sein letztes. Mach's gut Bobo, murmelte ich in Richtung des Blasen bildenden, knatschenden, schmatzenden Schlammlochs. Ein Künstler versinkt im Sumpf, denke ich bei mir. Das ist ein Abgang von der Bühne, wie er nur eines Künstlers würdig sein kann. Sauber und schnell.

Leider geriet ich bei meiner vergeblichen Rettungsaktion selbst in allerhöchste Sumpfnöte. Ich rutschte aus beim Versuch, Joseph Borkenbocks Hand zu ergreifen und stecke nun bis zu den Hüften im Schlamm. Meine Füße haben zwar Bodenkontakt, glücklicherweise, doch nur einige Meter weiter geradeaus, und ich wäre gemeinsam mit Autor-Bobo versunken, um den gemeinschaftlichen Künstlertod zu sterben.

Unglücklicherweise jedoch ist es mir nicht möglich, aus eigenen Kräften diesem Sumpfloch zu entsteigen. Das Sumpfloch ist hartnäckig. Es scheint unentwegt nach frischem Künstlerfleisch zu gieren. Doch noch halte ich mich.

Wie konnte dieses furchtbare Unglück nur geschehen?

Als sich der Weg gabelte, beratschlagten wir eine Weile, welche Richtung wir einschlagen sollten, denn Autor-Bobo wollte geradeaus. Nur konnte ich keine Wegbefestigung erkennen, da war nur Schlamm und Morast, der Weg teilte sich in einen linken und in einen rechten Pfad.

Der Pfad der Tugend führe immer geradeaus, sagte Autor-Bobo, wer abbiegt, schwächelt, man müsse auch Mut zeigen und Entscheidungen treffen, welche nicht immer der Norm oder dem gesunden Menschenverstand entsprächen, um sauber zu bleiben im Morast des Lebens. Dass Borkenbock mit diesen Worten seinen alsbald folgenden sauberen Abgang vorwegnahm, konnte ich nicht ahnen. Nun gut, sagte ich zu ihm, ich wolle gern folgen, er möge nur vorausgehen, ich liefere ihm hinterdrein auf dem Pfad der Rechtschaffenheit, zwei Kameraden, so sei es, der eine führe, der andere folge.

Na ja, das war es dann auch schon.

Jedes Ereignis besitzt immer zwei Seiten, eine positive und eine negative. Günstig für mich ist die Tatsache, dass die Sumpfgardisten nach zwei Ausbrechern suchen werden, da ich aber ab sofort als Einzelperson flüchte, sind meine Chancen gestiegen, bei einer eventuellen Kontrolle nicht entdeckt zu werden. Das ist die positive Seite des Sumpfunglücks. Über die negative Seite muss ich noch nachdenken. Das heißt nicht, dass es keine gäbe, nur weil mir momentan keine einfällt, denn es gibt immer zwei Seiten, aber das erwähnte ich ja bereits schon.

Ach hätte ich jetzt einen kleinen Spiegel, einen Taschenspiegel, eine Spiegelscherbe, dass ich in meinem Blick versinken könnte, kurz Kraft tanken und dann das Sumpfloch aus eigenen Kräften verlassen. Habe ich aber nicht. Schade.

Wie so oft in scheinbar ausweglosen Situationen: Die Rettung liegt vor einem, doch man sieht sie nicht. Deshalb suche ich meine unmittelbare Umgebung ab. Dies dauert einige Zeit, denn ich kann mich nur ganz vorsichtig, millimeterweise drehen, eine falsche, eine zu heftige Bewegung, und ich rutschte ins Sumpfloch, außerdem halte ich in meiner Hand immer noch Borkenbocks letztes Gedicht. Mir fällt nichts auf, nichts, was mir Rettung verspräche.

Oh, ich Idiot. Natürlich. Das Gedicht. Ich halte die Lösung meines Problems die ganze Zeit schon in meiner Hand, die Rettung so nahe, und ich habe es nicht gesehen.

Borkenbocks Gedicht. Lyrik hilft, das weiß jeder. Ich bin bereit, ich lasse mir helfen.

Vorsichtig entfalte ich das Blatt Papier. Ehrfurcht fühle ich in mir aufsteigen: Was ich in meiner Hand halte, ist Autor-Bobos Vermächtnis an mich. Er gab sein Leben hin für die Rettung seines letzten Gedichtes, um wiederum mich zu retten. Ich denke, es gibt unehrenhaftere Motive. Jeder kennt zur Genüge Geschichten, in denen Handlungsträger so mir nichts, dir nichts plötzlich verschwinden, nur weil der Autor keinen Bedarf mehr hat an der jeweiligen Person. Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen. Man kennt das. So möchte ich einmal nicht enden müssen – ausrangiert, des eigenen Tagebuches verwiesen, eine Horrorvorstellung.

Manchmal ist es aber auch so, dass gewisse Personen in einer Geschichte plötzlich ein ausuferndes Eigenleben entwickeln, so dass der Autor sich gezwungen sieht, nach der nächsten brennenden Kleinstadt oder einer dem Alkohol zugewandten Crew eines Ölfrachters im Eismeer Ausschau zu halten. Oder er baut eine Szene in seine Geschichte ein, in der auf die Gefahr hingewiesen wird, die besteht, wenn Menschen unbedarft russisches Roulette spielen. Unliebsame Personen verschwinden dann schneller, als ihnen lieb sein kann.

Im Fall von Autor-Bobo trifft dies alles jedoch nicht zu. Bobo wusste, dass er kurz vor dem Rauschmiss aus der Geschichte stand, so schrieb er noch ein letztes, ein nachhaltiges, ein bedeutendes Gedicht. Doch wie nur konnte er das alles im Vorhinein wissen, frage ich mich. Und weshalb habe ich nichts davon mitbekommen, wo ich doch dieses Tagebuch schreibe. Ich hätte doch als Erster davon Kenntnis erhalten müssen, dass er vorhat, im Sumpf zu versinken. Seltsam. Lyrik ist geheimnisvoll und oft nicht zu verstehen. Autor-Bobo war die Inkarnation des Poetischen. Deshalb vielleicht. Hoffentlich verstehe ich nun sein letztes Gedicht, das Gedicht, welches mich retten soll.

Andächtig lese ich es.

### **IM SUMPF**

Im Sumpf versinken  
Sumpf versinken  
Sumpfsinken  
Sumpfsink  
Sumpf  
mpf

Oh, was ist das? Das kann es aber nicht sein. Nein, dies ist die Rückseite, ein Glück, das sind nur Borkenbocks Notizen. Also jetzt richtig herum. Laut lesen. Ich muss es laut lesen, sage ich zu mir, dann werde ich es besser verstehen können.

Meine Stimme dröhnt über den Morast hinweg, dringt ein in jedes noch so kleine Sumpfloch, und fast schon mit Verzweiflung in der Stimme brülle ich die fünf Strophen über das Moor:

### **EIN DICHTER NAHM DIE BLINDEN MIT**

Es geht ein Dichter in den Tag,  
ein Führer, der die Blinden mag.  
Weil anders er nicht führen kann,  
malt er den Weg mit Worten an.

Es geht ein Dichter in den Tag,  
mit starkem Schritt läuft er voran,  
die Massen folgen ihm sodann.  
So weit, so gut? Nein. Alles Lug.

Es geht ein Dichter in den Tag.

Wer weiß, woran es wirklich lag,  
dass er die Menschen an sich zog,  
wo er doch offensichtlich log.

Es geht ein Dichter in den Tag,  
der keine Ahnung hat doch frag-  
los folgen ihm die Blinden,  
auf dass sie auch mit ihm versinken.

Es geht ein Dichter in den Tag,  
ein Führer, der die Blinden mag.  
Noch heute ruft es dumpf  
»Kommt, folgt mir!« aus dem Sumpf.

Das laute Lesen hat geholfen, ich verstehe: Der Weg durch den Sumpf kann nur direkt in den Sumpf hineinführen. Durch den Sumpf hindurch können keine sicheren Wege führen. Im Sumpf bleibt niemand sauber. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat Bobo dies rechtzeitig erkannt und wartet nun schon am Ende des Sumpfes auf mich, weil er den einzig begehbaren Weg durch den Sumpf entdeckt hat: mitten hindurch.

Joseph Borkenbock, du Dichter und Denker, ich werde dich nicht enttäuschen:  
Ich komme.

02. Mai 2010 (Geschätzter Zeitpunkt: kurz vor dem Versinken)

Langsam bewege ich mich vorwärts, das ist schwierig, denn der Schlamm hält dagegen. Deshalb drehe ich meinen Körper oberhalb der Hüfte abwechselnd in beide Richtungen, um so meinen gesamten Körper durch den Schlamm vorwärts schieben zu können. Zwei Meter sind es noch bis zu der Stelle, wo Borkenbock versank. Dorthin muss ich gelangen. Das ist der richtige Weg. Schweißperlen laufen mir über das Gesicht, ich wusste bis jetzt nicht, wie schwierig es sein kann, einen Zustand der absoluten Versunkenheit zu erreichen. Mühselig und kraftraubend ist das. Von der ständigen Oberkörperdrehung wird mir schwindelig. Ich halte kurz inne – durchschnaufen –, als ich ein seltsam vibrierendes Geräusch vernehme. Vibrationsalarm. Das kann doch nicht wahr sein, inmitten eines so dramatischen und spannungsgeladenen Abenteuers, wie ich es gerade durchlebe, brummt und hüpft das Telefon in meiner Hemdtasche, dass ich wegen des Kitzelgefühls auflachen muss. Meine Brust ist sehr empfindlich.

»Hallo, Hans-Bernhard, was für ein Glück, endlich, ich dachte schon, du gehst nicht ans Telefon, weil du schon versunken bist, was für ein Glück, mir fällt ein Stein vom Herzen«, krächzt Kaschubke aufgeregt.

»Ich glaube, du bist von allen guten Geistern verlassen. Du spinnst, oder? Du kannst mich doch nicht direkt in meinem Tagebuch anrufen. Wie stehe ich denn jetzt da? Ein Handyanruf in den Mecklenburger Sümpfen, Mensch, Kaschubke, du bringst mich in Schwierigkeiten. Und überhaupt meine Geschichte ...«

»Das konnte ich doch nicht wissen«, antwortet Kaschubke, »scheint aber zu funktionieren, hörst du mich, ich kann dich gut verstehen, die Verbindung ist gut.«

»Du willst es nicht verstehen. Also: Fass dich kurz, was gibt es?«, frage ich ihn.

»Hans-Bernhard, wenn du jetzt im Sumpf verschwindest, dann bist du weg, dann endet deine Geschichte.«

»Ja und, Kaschubke, ich glaube nicht, dass du ein Recht hast, dich in meine Geschichte einmischen zu dürfen, überhaupt, ich könnte dich der Länge nach durchs Telefon ziehen, rufst mich mitten im Tagebuch an, du weißt doch, dass man im Tagebuch nicht anrufen darf, also von außen, von außerhalb, das geht überhaupt nicht. Ich dachte, du wüsstest das.«

»Das wusste ich nicht«, antwortet Kaschubke, »aber wenn ich ehrlich bin, ich hätte dich auf jeden

Fall angerufen. Ich schaue mir doch nicht an, wie du versinkst und endgültig verschwindest. Du hast mir noch einen Auftritt im Tagebuch versprochen. Ich übe jetzt schon seit zwei Wochen mit frischen Tüten. Soll das alles umsonst gewesen sein?«

»Aha, daher weht der Wind«, sage ich, schon deutlich lauter werdend. Meiner Stimme verleihe ich einen drohenden und grollenden Unterton.

»Jetzt krieg dich ein«, sagt Kaschubke und klingt dabei schwer beleidigt, »versprochen ist versprochen.«

»Habe ich nicht!«

»Hast du doch!«

»Nein, ich habe nichts versprochen!«

»Doch, hast du!«

»Nein!«

»Doch!«

Jetzt reicht es mir. Ich drücke auf die rote Taste. Mein Telefon werfe ich wütend von mir. Es versinkt.

In eine derartige Situation zu geraten, wünscht man seinem schlimmsten Feind nicht. Ich fühle mich bis auf die Knochen blamiert. Wie soll es denn nun weitergehen? Vollkommen unglaublich ist jetzt alles geworden durch Kaschubkes idiotischen Anruf.

Das Ganze hat sich mittlerweile zu einer einzigen Groteske entwickelt. Mein Tagebuch ist doch keine Faschingsveranstaltung. Doch dank Kaschubkes Telefonat irgendwie schon.

Das mit dem Versinken kann ich nun auch vergessen. Leider.

Stattdessen stecke ich fest. Im Sumpf. In der Geschichte. Im Tagebuch. Und wer weiß, wo sonst noch.

Wie soll ich jemals wieder glaubwürdig sagen können, ich komme?

03. Mai 2010 – 20 Uhr

Vor Anbruch der Dunkelheit müsse er noch einmal hinaus. Nach starken Zeichen suchen. Seit fünf Generationen erfülle seine Familie diese Aufgabe. Dreimal am Tag, früh, mittags und abends, so will es die Regel, denn keiner wisse genau, wann es so weit sei und das Zeichen endlich erscheinen werde.

Ich dagegen möge mich derweil in seiner Hütte entspannen und mich weiterhin wie zu Hause fühlen, doch solle ich auf keinen Fall die Wachsamkeit verlieren, ein großes, starkes Zeichen gelte es zu beachten, es komme auf jeden Fall, doch er wisse nicht sicher wann, so sagte er und warf von außen die hölzerne Tür mit einem Schwung zu, dass sich die Erschütterung über die gesamte Blockhütte übertrug.

Mittlerweile ist es dunkel geworden, doch er scheint immer noch auf der Suche zu sein.

Allmählich lässt meine innere Anspannung nach. Was für ein Tag. Heute Morgen noch dachte ich, dass es mein letzter sei, ein Gefangener des Sumpfes, zum qualvollen Tod verdammt und keine Chance, den nächsten Morgen noch erleben zu dürfen.

Doch die Gerechten werden gerettet, zumindest war es in meinem Fall so. Übrigens wie schon so oft in meinem Leben. Wahrscheinlich weil ich selbst sehr gerecht bin. Selbstgerechtigkeit kann in schwierigen Situationen eine große Hilfe sein.

Doch ich schweife ab. Zurück zu heute Morgen.

Plötzlich stand er neben mir am Rand des Pfuhls. Ein Zeichen, sagte er, ich solle ihm das Zeichen geben. Ich erhob meine Hände und rief, er möge mir helfen, ich steckte fest. Er betrachtete mich eine Weile, schien zu überlegen, und sagte dann, dass sei ein gutes Zeichen, das Winken mit dem Blatt Papier, aber es sei nicht das, worauf er warte. Dies sei zwar ein durchaus veritables Zeichen, doch ein starkes Zeichen sei es nicht. Weshalb ich dort im Schlammloch hocke, wollte er daraufhin wissen. Ich sei eingeschlossen im Morast, das sehe er doch, antwortete ich ihm. Das sehe er nicht, erwiderte er daraufhin, denn wo ich mich befände, könnten selbst kleine Kinder stehen, erst drei Meter vor mir, sei es tief und abschüssig. Wenn er mich so betrachte, dann käme ihm der Verdacht, ich kniete im Schlamm, denn wenn einer die Sumpflöcher hier kenne, dann sei er es, schließlich sei

er der amtierende Sumpfwart. Die meisten Sumpfpfopfer glaubten, sie seien eingeschlossen, dabei knieten sie nur, und weil sie sich dieser peinlichen Situation nicht stellen wollten, verharrten sie wie gelähmt in dieser Pose, sagte der Sumpfwart.

Als ich mich aufrichtete, merkte ich, dass er Recht hatte. Ich hatte die ganze Zeit im Sumpfloch gekniet.

»Da hat Ihnen Ihr Körper ja einen gehörigen Streich gespielt«, begrüßte er mich, nachdem er mir seine Hand gereicht hatte, um mir zu helfen, den befestigten Rand des Sumpflochs zu erreichen.

»Das ist mir peinlich, so peinlich«, sagte ich, »Sie können sich gar nicht vorstellen, was geschehen wäre, wenn Sie nicht rechtzeitig erschienen wären.«

»Sie wären gestorben, mit Sicherheit, glauben Sie mir, ich weiß wovon ich rede, schließlich habe ich hier schon viele Menschen versinken sehen. Sprichwörtlich – aber das läuft auf das Gleiche hinaus. Doch möchte ich mich erst kurz vorstellen, mein Name ist Krassauer, Benedikt Alexander Krassauer, Sumpfwart und Zeichengänger. Kommen Sie, Sie benötigen dringend trockene Wäsche und ein wärmendes Feuer.«

So kam es, dass ich, gerade noch wahnend, dem unvermeidlich bevorstehenden Tod alsbald ins Auge blicken zu müssen, Benedikt Alexander Krassauer in die Augen schaute. Krassauer nahm mich mit in das Sumpfkontrollbasislager, wie seine Blockhütte offiziell genannt wird. Seine Aufgabe als Sumpfwart sei es, die Wege durch den Sumpf zu pflegen, die Markierungen instand zu halten, und Menschen in Sumpfnot Rettung anzubieten. Im Laufe seiner langjährigen Sumpfwarttätigkeit habe er jedoch feststellen müssen, die Anzahl der angebrachten Hinweis- und Richtungsschilder sowie deren deutliche Lesbarkeit seien kein Garant dafür, eine niedrigere Sumpfpfopferzahl zu verzeichnen. Von daher könne er sich diese Tätigkeit auch schenken. Menschen verachteten Hinweise. Sie fühlten sich eingeengt in ihrem Freiheitsdrang, wenn ihr Weg durch Schilder reglementiert würde, sagte Krassauer.



*Abb. 21: Alte Sumpfhütte – zum Teil wiederhergestellt*

»Und wissen Sie was, Hans-Bernhard, die meisten wollen doch gar nicht gerettet werden.«

»Das ist doch, ich weiß nicht, wie muss ich mir das vorstellen?«, fragte ich.

»Sie sitzen in ihren Schlammlöchern, schauen mich an und flehen um Rettung.«

»Ja, und dann?«

»Dann sage ich zu der jeweiligen Person, was für ein Pech, sie sitzen im Schlammloch, ich werde ihnen helfen. Und wissen Sie, Hans-Bernhard, was dieser Mensch mir in aller Regel antwortet

wird?«

»Nein, weiß ich nicht«, entgegnete ich ihm, »sagen Sie es mir.«

»Er wird mich einen Lügner nenne, frech-dreist wird er behaupten, er säße keinesfalls in einem Schlammloch, denn wenn es so wäre, dann wüsste er es ja wohl als Erster. Das Geschrei sollten Sie hören, Hans-Bernhard, wenn ich mich dann verabschiede.«

»Und Sie, Sie überlassen diese Menschen ihrem Schicksal, ohne zu helfen?«, fragte ich fassungslos.

»Schauen Sie, das gesamte Sumpfgebiet ist an keiner Stelle tiefer als einen halben Meter, da kann niemand versinken, es sei denn, er möchte es unbedingt.«

Jetzt verstand ich gar nichts mehr. »Aber als ich heute früh im Sumpf feststeckte, waren Sie es doch, der mich warnte, Vorsicht, drei Meter noch und es gehe abwärts, so sagten Sie zu mir, ich habe Ihre Worte noch direkt im Ohr.«

Krassauer lachte: »Ein kleiner Scherz. Wie gesagt, fünfzig Zentimeter, maximal.«

»Aber mein Freund, Joseph Borkenbock«, warf ich ein. »Der Joseph ist doch direkt vor mir versunken, wie ist das möglich?«

Benedikt Alexander Krassauer schaute mich an, er blickte tief in meine Augen, und irgendwie fühlte ich mich dabei an etwas erinnert, etwas, was mir bekannt vorkam, verschwommen zwar und undeutlich, doch irgendwie bekannt.

Dann sprach Krassauer, und er betonte jedes einzelne Wort dabei in einer Intensität, die mir einen Schauer über den Rücken jagte. »Hans-Bernhard Weltek, fragen Sie sich lieber, weshalb Sie nicht versunken sind. Das ist die Frage, die Sie sich stellen müssen. Jeden Tag. Immer wieder. Und wenn Sie eines Tages vielleicht die Idee einer Ahnung spüren sollten, dann warten Sie ab bis zum folgenden Tag und schauen Sie dann, ob diese Ahnung, die Sie vermeinten zu spüren, irgend etwas mit der Frage, die es zu beantworten galt, gemein hat. Und ich kann Ihnen heute schon sagen, Sie werden die Frage nicht beantworten. So nicht. Niemals.«

Das erbe für mich wenig Sinn, antwortete ich, denn weshalb nur solle ich mir eine Frage stellen, von der ich im Vorhinein schon wisse, dass es auf sie keine Antwort geben könne.

Genau darum ginge es letztendlich, sagte Benedikt, ohne Zeichen gebe es auch keine Antworten.

Alles Leben sei Warten. Daher auch der Name Sumpf-Wart. Wir Menschen steckten im Sumpf, manchmal sei es uns bewusst, oftmals stritten wir es ab, doch ob wir hockten, ständen, lägen, es sei immer der gleiche Sumpf, abgrundtief flach, doch ausreichend tief. Er aber böte Erlösung an, Hilfe für jene, die guten Willens seien, Hilfe für jene, die zu ihrer schlammigen Morastigkeit ständen und es nicht abstritten, wenn sie darob zur Rede gestellt würden.

Dann verabschiedete er sich zu seiner Abendpatrouille mit der Ermahnung an mich, ich solle wachsam sein während seiner Abwesenheit. Er wolle draußen nach dem Zeichen Ausschau halten.

Ich dagegen solle hier auf das Zeichen warten. Ein großes, ein starkes Zeichen, nur das zähle. Irgendwann müsse es erscheinen. Es könne nicht mehr lange dauern.

Ich blicke aus dem Fenster, der Sumpf ist nun vollends mit der Nacht verschmolzen. Eigentlich wollte ich schreiben, der Sumpf ist in der Nacht versunken, doch ich fand es irgendwie pietätlos, den Sumpf versinken zu lassen, und sei es auch nur in meinem Tagebuch.

Der Sumpfwart ist immer noch unterwegs, dies scheint eine längere Zeichensuche zu sein.

Vielleicht hat er auch etwas gefunden. Doch was?

Rätselhaft, dieser Mann, und das nicht nur, weil er mir ein Rätsel aufgegeben hat.

Tiefes Nachdenken habe ich schon des öfteren trainiert, was für ein Glück, das kommt mir nun zugute, ich bin aber selbst überrascht über die Schnelligkeit, mit der ich Benedikts Rätsel zu lösen vermag. Es ist alles recht einfach: Ich bin nicht versunken, weil ich im Sumpfloch gekniet habe, wäre ich stehen geblieben, dann wäre ich erst recht nicht versunken, hätte ich mich aber hingelegt, dann wohl schon. Das ist es. Das scheint der Grund gewesen zu sein.

Trotzdem wüsste ich nun allzu gern, aus welchem Grund ich in diesem Schlammgefühl gekniet habe. Weiterhin unklar ist auch: Weshalb hat sich Autor-Bobo in den Sumpf gelegt und was ist ein

Zeichengänger? Ich muss ihn unbedingt fragen, was das ist: Zeichengänger. Wie sieht es aus, das große, starke Zeichen, von dem er spricht? Diese Frage quält mich am meisten, und ich merke, dass ich doch noch recht geschwächt bin von der Flucht aus der Untersuchungshaft und von meinem Knietag im Sumpfloch, so geschwächt, dass sich plötzlich alles um mich herum dreht, während ich nachdenke, immer schneller dreht es sich, mir wird schlecht, ich falle ...

### **DIE GOLDENE SUMPFREGEL**

Es läuft ganz gut,  
es geht voran,  
wie man im Schlamm  
nur laufen kann.

Doch wirst du müde,  
macht's kein Spaß,  
im Handumdrehen  
bist du Aas.

Am besten wär's,  
du bliebst zuhause  
und gönntest dir  
'ne Sumpflochpause.

Ein neues Gedicht war die Ursache meines kleinen Ohnmachtsanfalles. Das beruhigt mich – ein wenig. Jedes Mal wieder beansprucht die Geburt eines neuen Gedichtes den gesamten Körper. Ich muss mich in Zukunft mehr schonen, nicht jedes Gedicht zur Geburt freigeben. Leider kann ich mich nicht genügend konzentrieren. Ein flaes Gefühl hat sich meines Magens bemächtigt. Ich fühle mich schuldig und schmutzig, als träfen sich alle bisherigen Missgeschicke meines Lebens, alle Irrungen und Wirrungen, alles Fehlerhafte und alle Verletzungen und Gemeinheiten, die ich ausgeteilt habe, zu einem munteren Stelldichein, zu einer wilden Polka in meinem Magensack.

Ich habe plötzlich das Bedürfnis, mich auf den Boden zu knien. In einer Mischung aus Krampfanfall und körperlich ausgelebter Schmach und Schande hocke ich nun auf dem groben Boden der Sumpfkontrollhütte und muss feststellen, dass ich sehr froh wäre, wenn Benedikt Alexander bald wieder zurückkäme, um mich zu erlösen.

04. Mai 2010 – 7.30 Uhr

Ich habe die ganze Nacht auf meinen Knien verbracht. Dies war nicht so anstrengend, wie es womöglich klingen mag, denn ich hatte ja bereits ein gewisses Vortraining im Sumpf absolvieren können. Langsam mache ich mir Sorgen. Wo bleibt nur Sumpfwart Krassauer?

04. Mai 2010 – 9.15 Uhr

Benedikt Alexander Krassauer ist zurück. Erfolgreich. Das Zeichen, er hat es gefunden. Es ist erschienen. Glücklich und vor Erregung zitternd hält er es mir entgegen. Eine blaue Mappe. Er sei die gesamte letzte Nacht im Sumpf geblieben, denn ihn habe ein starkes Gefühl getrieben, dies zu tun, eine Ahnung, und er sei nicht enttäuscht worden. Im Morgengrauen mit dem ersten Licht habe er das Zeichen gefunden. Vorsichtig entfernt Benedikt den Schlamm von der Vorderseite der Mappe.



*Abb. 22: Joseph Borkenbocks blaue Mappe, die Rekonstruktion zeigt die originale Fundstelle nach Krassauers Beschreibung*

»Die Anweisungen, das sind die Anweisungen, der Sumpf hat ausgedient, es leben die Anweisungen, Hans-Bernhard, wir sind gerettet«, flüstert Krassauer mit zischender Eindringlichkeit, während sich in mir schon wieder ein mulmiges Gefühl im Magen verdichtet, denn auf der Innenseite der blauen Mappe kann ich eine Inschrift erkennen: Diese Mappe ist Eigentum von Joseph Borkenbock. Benedikt greift andächtig das erste Blatt mit spitzem Finger und beginnt zu lesen.

### **SPÄTER TRIUMPH**

Den Dichter quälte einst die Frage:  
Wie halt ich's mit der Menschenplage?  
Führ ich sie sicher durch den Sumpf,  
wär das für mich dann der Triumph,

auf den ich warte schon so lang?  
Erhielt ich dann den Ehrenrang,  
den ich ersehne, oder wähne  
ich mich nur auf richt'ger Spur?

Verzweifelt saß er da so manche Tage,  
weil ihm das Denken selbst zur Plage  
wurde und er murrte ob der schweren Frage  
bis er erkannte, das Provokante, und nur vage

kann wohl eine Antwort sein. Allein  
der Tod kam früh und alle Müh  
war zwar erheblich, doch vergeblich.

Im Grab, da liegt er nun,  
von Plag und Mühsal auszuruhn.  
Und die Moral von der Geschichte?  
Hast du die Wahl, dann lies mich nicht.

An eine Wahl glauben nur Doofe?

Du liest doch schon die sechste Strophe!  
Doch kannst du's immer noch beenden  
und dir die letzte Strophe schenken.

Aus Grabes Tiefe klingt des Dichters Stimme:  
Nun siehst du, dass ich doch gewinne,  
denn mein Gedicht hast du gelesen,  
Nun kann in Frieden ich verwesen.

»Das ist das Zeichen, die sieben heiligen Strophen«, sagt Krassauer im salbungsvollen Ton. »Lassen Sie uns eine kurze Zeit gemeinsam schweigen – dem historischen Ereignis angemessen.« Das Gedicht scheint ihn wohl stark beeindruckt zu haben. Zugegeben, ich finde es auch hervorragend, nur habe ich Schwierigkeiten, das Heilige darin zu entdecken. Aber Krasauer beschäftigt sich schon seit längerem mit dieser Materie, er muss es wissen, er ist der Sumpfwart, denke ich bei mir. Plötzlich springt er auf mich zu, umfasst mit seinen kräftigen Händen meinen Hals und droht: «Hans-Bernhard, ich muss auf Nummer sicher gehen, sind Sie ein Mann? Nur Männern ist es gestattet, vom heiligen Zeichen Kenntnis zu haben. Gnade Ihnen Gott, wenn Sie kein Mann sein sollten.» Keuchend vor Angst, auch weil mir die Luft knapp wird, antworte ich ihm, ich sei ein Mann, ein Mann, ehrlich, Benedikt, das sieht man doch, oder?« »Nein, sieht man nicht«, sagt er und reißt mir blitzschnell meine Hose vom Leib. Entblößt stehe ich vor ihm. In diesem Moment klopft es an der Tür und im Bruchteil einer Sekunde danach betritt ein Mann die Sumpfwarthütte. »Ach, der Herr Doktor«, begrüßt Benedikt Alexander den Fremden. »Habe ganz vergessen, dass sie heute kommen, aber ja, es ist Donnerstag.« »Guten Abend, die Herren, wohlan zur Sache dann und keine falsche Scham. Ich warte draußen.« »Aber nicht doch«, ruft Krassauer, »es ist alles ganz anders, als es den Anschein zu haben scheint, bleiben Sie doch.« Schnell ziehe ich meine Hose wieder nach oben. »Darf ich vorstellen«, sagt Krassauer. »Dr. Cervus, und das ist Hans-Bernhard Weltek.« Ungläubig schaue ich auf den Mann, der mir gerade vorgestellt wird, doch erst als er seinen breitkrepigen Sumpfschutzhut vom Kopf nimmt, erkenne ich ihn tatsächlich, es ist Dr. Cervus. »Das trifft sich gut«, sagt Krassauer, »da können Sie vielleicht den Herrn Weltek morgen mitnehmen nach St. Panaritium.« »Aber gern doch«, antwortet Dr. Cervus. »Wissen Sie, Herr Weltek, Donnerstags übernachtete ich in der Regel hier in der Sumpfhütte, denn jeden Freitag halte ich im Kloster St. Panaritium einen Vortrag. Ohne Zwischenübernachtung wäre der Weg zu weit. Sie können übrigens gern mitkommen. Wenn Sie Interesse haben sollten, Panaritium hat sicherlich auch noch Plätze frei.« Ich bin geschockt, innerlich unschlüssig, ob ich ihm sofort alles erzähle, was in Panaritium geschehen ist, oder ob ich erst einmal abwarte, um herauszufinden, was sich als die bessere Taktik herausstellen sollte. Zumindest scheint er sich nicht an meine Person erinnern zu können. Ich fühle mich überhaupt nicht in der Lage, einen klaren Gedanken zu fassen, wohl deshalb erwidere ich ihm stotternd: «Ja, ähh, das, ähh, das klingt gut. Ich, ähh, ich, ähh, ich ko-k-komme.»

05. Mai 2010 – 4.30 Uhr

Schon früh am Morgen brachen wir auf, denn ein Ritt nach St. Panaritium ist meistens lang und gefährlich. Verlören wir unser Ziel nicht aus den Augen und säße ein uns wohlgesinntes Schicksal mit uns im Sattel, dann dürften wir unsere freudige Ankunft in St. Panaritium am folgenden Tag bei Sonnenaufgang bejubeln können, meinte Dr. Cervus und sein Gesichtsausdruck verriet mir, dass er wusste, wovon er sprach, denn ich sah in diesem Moment Entschlossenheit, Siegeswillen und Selbstbehauptung in seinen Augen aufblitzen – leider auch eine Spur von allgemeiner Orientierungslosigkeit, doch wusste ich auch, dass jeder gute Reiter am Ende sein Ziel finden wird,

in der Regel jedenfalls.

Die Besteigung des Pferdes gestaltete sich recht schwierig, da es sich bei Cervus' Pferd um ein sehr hochgebautes Exemplar eines Sumpfgauls handelte. Sumpfgäule sind in der Regel um einiges größer gewachsen als die normalen Festlandpferde, so kann immer ein Teil des Pferdes aus dem Sumpf herausragen, wenn Reiter und Pferd versehentlich im Sumpf ... na ja, man kennt das.



*Abb. 23: Aus dem »Handbuch für Sumpfpferdreiter«: Kap. 28: Regelkonformes Aufsitzen.*

»Der Sumpf möge euch gnädig sein«, rief Krassauer und winkte uns zum Abschied mit der blauen Mappe.

Dr. Cervus ritt zunächst recht langsam. Er müsse noch einen Vortrag vorbereiten, sagte er. Ob er denn auf dem Pferd schreiben könne, wollte ich von ihm wissen, zumal ich ja, hinter ihm auf dem Pferd sitzend, seinen Aktionsradius zum Schreiben oder auch Reiten ziemlich einschränkte, indem ich seinen Oberkörper mitsamt Oberarmen krampfhaft umschlungen hielt.

Cervus lachte kurz auf und antwortete, es sei nur eine Neusortierung seiner Folien nötig. Einmal gründlich durchgemischt, und schon ... er könne glücklicherweise aus einem reichen Folienschatz schöpfen und den Rest besorge der Computer. Er habe sich erst unlängst eine Laptop-Pferdehalterung zugelegt, so sei ein bequemes Arbeiten auch hoch zu Ross keine artistische Angelegenheit mehr.

Da hätten wir doch ziemlich ähnliche Arbeitsmethoden, sagte ich daraufhin, der Unterschied bestünde nur darin, dass ich anstatt Folien Gedichte mischte. Aber ob das wirklich zwei verschiedene Dinge seien, da müsse ich noch überlegen.

So nutzten wir also die Zeit auf dem Pferd: Cervus mischte Folien, ich mischte Gedichte.

Die Zeit verging wie im Galopp und schon bald setzte die Abenddämmerung ein.



*Abb. 24: Sumpfreiter-Orientierungsbaum – alle Schilder sind auf St. Panaritium ausgerichtet*

05. Mai 2010 – 20 Uhr

Fertig, rief Cervus und schnalzte mit der Zunge. Das kam mir bekannt vor, das Schnalzen mit der Zunge, doch ich wusste nicht mehr, an wen mich das erinnerte.

Auch fertig, rief ich schnell zurück, obwohl ich eigentlich noch gar nicht fertig war, jedoch wollte ich Cervus nicht einen zu großen Mischvorsprung gewähren.

Zwei Stunden später mischte ich immer noch. Mittlerweile aber heimlich.

Ich wollte keinesfalls gegenüber Dr. Cervus als Versager dastehen. Deshalb presste ich das Gedicht mit aller Gewalt heraus – das Auf und Ab im Sattel unterstützte mein Drängen.

In der Hoffnung, dass es Cervus nicht auffallen würde, ein schlecht abgemischtes Gedicht vorgesetzt zu bekommen, las ich es ihm sogleich vor.

Dr. Cervus neigte den Kopf zur Seite, damit er besser zuhören konnte.

### **DER GROSSE RITT NACH PANARITIMUM**

Zwei Männer reiten in den Morgen,  
der eine will helfen, der andre hat Sorgen.

Zwei Männer reiten mit dem Wind,  
zwei Männer, die sich einig sind.

Zwei Männer reiten durch die Nacht.  
Der eine ist müde, der andere wacht.

Zwei Männer reiten durch den Sumpf,  
die Glocke des Klosters, man hört sie schon dumpf.

Zwei Männer reiten jetzt geschwind,  
doch wird der Sumpf zum Labyrinth.

Zwei Männer reiten einen Gaul,

nur irgend etwas ist hier faul.

Zwei Männer teilen sich ein Pferd,  
oh Weh, nun reiten sie verkehrt.

Zwei Männer reiten ohne Ahnung,  
es stimmt das Ziel, doch nicht die Planung.

Zwei Männer reiten blind im Kreis,  
weil keiner was Genaues weiß.

»Und?«, fragte ich ihn. Doch er schwieg, weil er noch beeindruckt zu sein schien, sein Kopf ruhte mittlerweile auf seiner Brust.

Nun las ich es noch einmal laut vor, die Stelle mit den zwei Männern betonte ich besonders.

Als Dr. Cervus wieder nicht auf mein Gedicht reagierte, fiel es mir plötzlich wieder ein: Cervus schlief, wie abgesprochen, denn ich hatte die erste Sattelwache.

Das Pferd trabte ruhig seine Runden, einmal lag der Turm von St. Panaritium auf meiner linken Seite, einmal auf der rechten Seite. Und so ging es hin und her. Eine schöne Ablenkung war das, den Panaritiumturm wandern zu sehen, sind doch vier Stunden Sattelwache mehr als anstrengend, und jeder, der jemals eine Sattelwache absolvieren musste, wird mir beipflichten, dass ein Sattelwächter immer jede Art von Abwechslung willkommen heißen wird – insbesondere nächtens auf einem Pferd mitten im Sumpf.

Nach vier Stunden weckte ich Dr. Cervus, damit er sich fortan am wandernden Panaritiumturm ergötzen könnte. Es ist ein schönes Gefühl, wenn man weiß, dass man sich auf seinen Sattelpartner verlassen kann. Ich schloss die Augen und schlief nach der anstrengenden Wache sehr schnell ein. Im Traum rezitierte ich mein neues Gedicht.

**MAI (IMMER NOCH)**

06. Mai 2010 – 6.45 Uhr

»Herr Weltek, aufwachen, wir sind da.« Cervus rüttelte so heftig an mir – wahrscheinlich war es seiner freudigen Erregung geschuldet, wieder einmal den Sumpf siegreich bezwungen zu haben –, dass ich, jählings aus dem Schlaf gerissen und jeglichen Halt verlierend, vom Pferd rutschte. Ich plumpste zweieinhalb Meter in die Tiefe, und als ich meinen Kopf hob, erkannte ich zu meiner großen Erleichterung das schwere eichene Eingangstor von St. Panaritium. Ich lag direkt vor dem Eingang des Klosters. Ein Gefühl von Vertrautheit und Wärme verspürte ich plötzlich. Mühselig stellte ich mich wieder auf meine Beine, musste jedoch bei Dr. Cervus Halt suchen. Cervus lachte: »Den ersten Ritt durch den Sumpf, den vergisst man nicht so schnell.«



*Abb. 25: Eindrücke vom Sumpffritt, linker Hand das Sumpffängnis, die Sumpfhütte und St. Panaritium, rechts St. Panaritium und das Sumpffängnis sowie die Sumpfhütte*

Mein Gesäß schmerzte, die Beine standen schräg, als säße ich noch auf dem Sumpfgaul, und ein sehnsuchtsvolles Gefühl bemächtigte sich meiner, so dass ich spontan aufseufzte: » Ein Königreich für ein Bett, ein Bett in St. Panaritium.«

Dr. Cervus betätigte den Türklopfer, und während wir auf den Einlass warteten, schaute ich mich um.

In der Ferne ... das ist doch nicht möglich, nur einige Hundert Meter Luftlinie entfernt, aber das kann nicht wahr sein ... die Blockhütte des Sumpfwarts!

»Ist das da vorne wirklich die Hütte des Sumpfwarts?«, fragte ich Cervus.

Er sah mich lange an und sagte dann: »Wissen Sie, Herr Weltek, ich möchte Ihnen gern drei Weisheiten zum Abschluss unseres Sumpffrittes anvertrauen. Manchmal ist es äußerst schwierig, sich von einem Ort wirklich zu entfernen, denn hat man ihn scheinbar hinter sich gelassen, erfährt man erst die wahre Nähe, die man zu ihm aufgebaut hat. Jeder Schritt, den wir uns von ihm entfernen, ist dann immer auch ein Schritt zu ihm hin. Zweitens: Zeit ist kein Maßstab für eine zurückgelegte Strecke. Und die dritte Weisheit: Nur die Ankunft rechtfertigt den Weg. Das Ankommen, das Kommen ist das Wesentliche.«

Ich war begeistert. Obwohl ich nicht verstand, was Cervus mir damit eigentlich sagen wollte, dachte ich bei mir, da hat er verdammt noch einmal Recht.

Mit einem knarrend-ächzenden Geräusch öffnete sich das große Tor. Ein Mönch, dessen Kopf von einer Kapuze verhüllt wurde, winkte uns zu.

»Kommen Sie, treten Sie ein«, sagte er.

Ich antwortete spontan: »Ich komme.«

06. Mai 2010 – 7.55 Uhr

Wir befinden uns im Seminarraum. In fünf Minuten beginnt der Vortrag von Dr. Cervus.

Kaschubke sitzt direkt neben mir.

»Und«, sagt er, »hatte ich Recht?«

»Womit?«

»Wir sitzen in einer Weiterbildungsschleife fest.« Kaschubke grinst mich an, und es scheint mir, dass eine Spur von theatralischer Rechthaberei dabei in seiner Mimik auf mich lauert.

»Du erinnerst dich an den Zettel, den ich dir gab?«, fragt er mich.

»Aber ich ...«, ist alles, was mir als Antwort einfällt, denn schon wieder oder immer noch fühle ich mich vollkommen leer, ausgehöhlt, jeglicher Kreativität beraubt, kurz und gut – elend.

Erschwerend zu diesem schon sehr erbarmungswürdigen Zustand kommt noch hinzu, dass ich nichts verstehe und keine sinnvollen Zusammenhänge im Ablauf der Dinge zu erkennen vermag.

Das ist zwar bitter, jedoch alles in allem ein mir durchaus vertrauter Zustand. Etwas durchpflügt mein Inneres, ähnlich dem Gefühl, welches mich unlängst dazu bewogen hatte, Zuflucht und Hilfe in St. Panaritium zu suchen. Und nun?

Ich befinde mich also wieder in vorpanaritiöser Verfasstheit: Elend, leer und hilfebedürftig.

Ich muss mir diesen Zustand immer wieder vor Augen halten, denn nichts ist wichtiger als eine stabile und berechenbare Ausgangssituation sein Eigen nennen zu dürfen. Viele Menschen haben nicht einmal dies. Deshalb mischt sich mein Elend mit einer gehörigen Portion Glücksgefühl – und das ist gut so. Fortan will ich es mein glückliches Elend oder auch mein elendes Glück nennen, ich werde mich für eine Variante entscheiden müssen.

Doch zunächst kann ich glücklich sagen: Hilfe, ich brauche dringend Hilfe, professionelle Hilfe.

St. Panaritium scheint nicht die schlechteste Wahl zu sein, habe ich doch schon so einiges in St.

Panaritium verinnerlichen können; die Sache mit der Basis zum Beispiel, dass es, wenn es einem schlecht geht, auch große Vorteile haben kann, denn man vermag am Abend schon vorauszusagen, wie lang man am nächsten Morgen missgelaunt, übernächtigt und zornig sein Spiegelbild beschimpfen wird.

Plötzlich erhalte ich einen Stoß in meine Seite. Kaschubke schaut mich flehend an: »Hans-Bernhard, jetzt, bevor Dr. Cervus erscheint, einmal kurz mit den Tüten rascheln? Du hast doch nichts dagegen, oder?«

»Mensch, Kaschubke«, erwidere ich missgelaunt und merke dabei, dass ich mich – welch ein Glück – im Basisgefühl des glücklichen Elends befinde. »Ich habe ganz andere Probleme, die Zusammenhänge gehen mir verloren, und du, du denkst nur an dich. Wenn du dich nur einmal in mein Tagebuch versetzten könntest und die Bedeutsamkeit meiner Gedanken akzeptiertest – ach, meinerwegen, ich muss ja schon hoch anrechnen, dass du wenigstens fragst.«

Im gleichen Moment, in welchem Kaschubke ansetzt loszurасheln, springt Dr. Cervus in den Seminarraum.

Er sei sehr glücklich, wieder hier sein zu dürfen, sehr gespannt sei er auf uns, denn er wolle auch von uns etwas lernen, dies sei sehr spannend für ihn, und jedes Mal nehme er etwas anderes mit.

Dafür wolle er uns schon im Voraus danken, doch nun rinne ihm die Zeit aus dem gesprochenen Wort wie Sand aus einer defekten Eieruhr; eigentlich werde er schon in zwanzig Minuten im Sumpffängnis zu einem Vortrag erwartet.

Dr. Cervus hält inne, sein Blick wandert von einem Seminarteilnehmer zum anderen.

»Ah, Hans-Bernhard, das ist gut«, sagt er und reicht mir die Fernbedienung.

Dann beugt er sich zu mir herunter und flüstert mir ins Ohr: »Es sind genau 120 Folien, wenn Sie pro Folie eine halbe Minute rechnen, haben Sie einen schönen Vortrag von einer Stunde, hier unten drücken, einmal kurz draufdrücken, dann erscheint die nächste Folie.«

Und schon ruft Dr. Cervus von der Tür her: »Bis zum nächsten Freitag.«

Ich bin sehr glücklich. Die Zeit, die man mit einem anderen Menschen im Sattel verbracht hat,

hinterlässt Spuren – nicht nur am Gesäß, auch menschlich. »Sattelbrüderschaft«, flüstere ich

verträumt vor mich hin, als mich Kaschubke kurz an der Schulter rüttelt. »Hans-Bernhard, drück

auf den Knopf, wir wollen nicht ewig hier sitzen!« »Genau«, ruft es hinter mir, »leg los und drück endlich den verdammten Knopf.«

Ich drehe mich um und blicke in das Gesicht von Heidrun Xirzenbach.

06. Mai 2010 – 10 Uhr

Mein Dr. Cervus-Vortrag schlug ein wie der Blitz. Aber auf eine andere Art als man sich jetzt vorstellen mag.

Als ich der hinter mir sitzenden Heidrun Xirzenbach ansichtig wurde, drückte ich vor Schreck verschiedene Knöpfe auf der Fernbedienung gleichzeitig. Die Folien sortierten sich neu und rasten als nicht mehr durch die Fernbedienung zu beeinflussendes Gesamtpaket in zehnfacher Geschwindigkeit über die Leinwand. Nach sechs Minuten war der Spuk vorüber. Die Zeit war so knapp, dass ich mich in meiner Aufregung nicht an den von Dr. Cervus autorisierten Knopf erinnern konnte. Leider entglitt mir dann auch noch die Fernbedienung, schlüpfte aus meinen schweißnassen Händen und zerschellte auf dem Boden.

Als ich die verschiedenen Bauteile vom Boden aufgelesen hatte, war der Vortrag auch schon beendet.

Zu meinem Erstaunen setzte sofort ein ohrenbetäubender Lärm ein, den ich aufgrund meines Schockzustandes erst allmählich als Beifall und Jubelrufe der anderen Gruppenangehörigen identifizieren konnte. Von links außen konnte ich die Stimme von Beate-Camilla vernehmen. »Revolution, das ist das Zeichen, Hans-Bernhard hat das Zeichen gegeben, Reeee-voooo-luuuu-tioooon«, rief sie und schon umringten mich alle Gruppenmitglieder, und ich wurde nach oben gehoben.

Die Gruppe skandierte nun »Reeee-voooo-luuuu-tioooon«. Mit einem anschwellenden »Reeee« wurde Schwung genommen, bei »voooo« flog ich in Richtung Decke, »luuuu« untermalte die schmerzhaft Anknüpfung meines Kopfes an der Zimmerdecke und »tioooon« war das Signal für eine glückliche und unbeschadete Landung in den Armen der revolutionäre Erhebung, auf dass ich umgehend auf ein Neues die erhebende Kraft der Revolution am eigenen Körper spüren durfte. Das letzte »tioooon« fiel leider aus dem Muster – es war noch eine junge und ungestüme Revolution – und ich krachte auf den harten Seminarboden.

Nun war die Gruppe nicht mehr zu halten. Wild entschlossen stürmten die soeben noch hilfebedürftigen Sinnsucher aus dem Raum und riefen: «Agnostica, es ist vorbei, wir werden dir helfen, auf die Sprünge werden wir dir helfen!«

Als die Sprechchöre auf dem Gang verhallten, hatte ich mich bereits wieder aufgerappelt. Ich war recht froh, nicht ohnmächtig geworden zu sein, denn auf eine sich womöglich daraus entwickelnde Exkorporation legte ich in dieser revolutionär aufgeheizten Situation keinen gesteigerten Wert. Seit einer knappen Stunde sitze ich in meinem Zimmer und denke angestrengt darüber nach, wie ich der Revolution am besten helfen könnte. Frage dich nicht, was die Revolution dir geben kann, frage dich lieber, was du der Revolution geben kannst. Diese Worte murmele ich nun seit fünfzehn Minuten vor mich hin, aber leider kommt mir keine zündende Idee. Ich muss den Kameraden und den Kameradinnen draußen an der Front, auf den kalten Fluren von St. Panaritium, moralische Unterstützung zukommen lassen. Das bin ich ihnen schuldig.

Die revolutionäre Kraft bündeln – das könnte es sein. Wir müssen zu einer das System ins Schwarze treffenden Speerspitze werden. Wir müssen uns anspitzen. Gegenseitig. Vielleicht durch ein Gedicht. Endlich, eine zündende Idee. Die Revolution benötigt ein Gedicht. Dies wird mein persönlicher Beitrag sein.

Das ist ein guter Beitrag, denn wenn es schief gehen sollte mit dem Umsturz, dann kann ich mich immer noch auf die künstlerische Freiheit berufen – es war doch nur ein Gedicht.

Läuft hingegen alles im Sinne der Revolution, dann könnte es gut und gern gerade mein Gedicht gewesen sein, welches sich als treibende und befreiende Idee in den Köpfen der kämpfende Masse materialisierte und den Sieg so erst ermöglichte.

Es ist ungemein wichtig, sich Gedanken zu machen, denn Revolutionen sind in der Regel nicht ungefährlich. Für alle Beteiligten.

Plötzlich werde ich in meinen Gedanken aufgeschreckt, vom Gang her ertönen schon wieder Sprechchöre.

»Wir fordern Mitbestimmung bei der Salzstangenbestellung!«

»Moxungen auch zwischendurch!«  
»Innere Heilung! Schnellstmöglich!«  
»Lachmönche statt Wachmönche!«  
»Salzstangen einzeln verpacken!«  
»Freitags keine Moxungen!«  
»Wir wollen eigene Bettwäsche!«  
»Kürzere Vorträge!«  
»Noch kürzere Vorträge!«  
»Lasst uns das Pferd von Dr. Cervus moxen!«

06. Mai 2010 – 10.30 Uhr

Endlich ist Ruhe eingeleitet. Die Aufständischen haben sich zur Beratung in den Seminarraum zurückgezogen. Wahrscheinlich sind ihnen die Parolen ausgegangen. Ich schließe die Augen und lehne mich zurück, bereit, der Revolution das zu geben, was sie auch von mir erwarten kann: ein gutes Gedicht:

### **DER TAGESUMSTURZ**

Am Morgen war uns allen klar, der Tag  
muss kippen. Wunderbar  
wie wir uns einig waren. Afternoon  
hieß die Parole. Zum Wohle  
aller, die den Vormittag verfluchen,  
vereinten wir zur Mittagszeit  
all uns're Kräfte bis um Eins.  
Dann war's vollbracht.  
Ein Meeting folgte bis um Acht  
und Gute Nacht bis morgen früh  
zur selben Zeit. Wir sind bereit  
zu großen Taten. Am Sonntag  
werden wir es wagen,  
die neue Woche  
einzuklagen. Vielleicht auch gleich  
eine Epoche.  
Mal schau'n, was wir uns trau'n.

06. Mai 2010 – 11 Uhr

»Bernhard, Bernhard, Bernhard ...« Die Gruppenmitglieder standen im Seminarraum und beklatschten rhythmisch meinen Weg von der Tür bis nach vorn zum Podium des Seminarraumes. Selbst das Wort Revolutionsführer konnte ich vernehmen.

»Pssst«, machte Anna Muckensturm und sogleich begannen alle anderen ebenfalls zu zischen. Ein sehr bewegender Moment. Mir wurde ein hohes Maß an Selbstbeherrschung abverlangt, denn ich konnte mich nicht hemmungslos, der eigenen Gefühlslage entsprechend, meinem Tränendrang ergeben. Verschwämme mein Gedicht vor meinen Augen, nicht auszudenken, der Revolution fehlte Richtung und Sinn.

»Der Künstler übergibt nun der Revolution das nötige, das eingeforderte, das zur rechten Zeit kommende, das richtungsweisende, das erlösende, das alles klärende Gedicht«, rief ich pathetisch in die immer noch zischelnde Gruppe. Das war ein sehr starkes Gefühl. Deshalb schnellten mir sogleich beide Arme in die Luft, und meine Hände ballten sich zu Fäusten, doch nur für ganz kurze Zeit, denn schon übermannte mich der Impuls, das Victory-Zeichen zu geben. Leider konnte ich nicht beides: Victory-Zeichen geben und mein Gedicht festhalten. Ich entschied mich für den

emotionalen Reiz des Augenblicks. Leicht erhöht, wie ich auf dem Podium stand, konnte ich sehr gut beobachten, wie der Zettel mit dem Gedicht langsam und fast schon grazil zu Boden schwebte, um zielsicher im Spalt zwischen Podium und Holzboden zu verschwinden, als hätte die Vorsehung schon vor langer Zeit diesen Ort für die ewige Ruhe meines Gedichtes auserkoren.

So stand ich nun mit erhobenen Armen, das Victory-Zeichen gebend, vor meinen revolutionären Brüdern und Schwestern und wusste schon nach vierzig Sekunden, dass, wenn ich weiter so stehen bliebe, die Revolution ins Stocken geriete, zumal Anna Muckensturm die lähmende Stille nutzte und so laut wie sie nur konnte rief: «Hans-Bernhard, du musst etwas sagen! Jetzt! Und nur jetzt!« Mir blieb nichts anderes übrig, als sogleich sämtliche mir zur Verfügung stehenden Geburtskanäle zu öffnen und mich selbst als willenloses Sprachrohr dem eigenen Inneren zur Verfügung zu stellen in der Hoffnung, dass das Richtige schon geschehen werde. Und es geschah.

### **EIN NEUES LIED LASST UNS NUN SINGEN**

Das Lied der Knechtschaft ist gesungen.

Nun sind wir heiser. Uns're Lungen  
füllen sich mit frischer Luft –  
was sind wir ausgebufft.

Ein neues Lied ist leider noch nicht  
komponiert, doch couragiert  
sei unser Kampf für neue Noten,  
weil alle alten sind verboten.

Woher nur nehmen, wenn nicht stehlen?  
Schon wird die Frage uns zur Plage  
in dieser aussichtslosen Lage.

Drum hört genau, was ich euch sage:  
Die Rettung liegt in der Oktave.  
Doch Cave!

Die Noten werden nicht geköpft,  
wir hängen sie nur etwas höher  
jetzt. Das merkt doch keiner  
und selbst wenn ...

egal, denn  
Notenschlüssel gibt's nur einen,  
ich spreche hier von meinem.  
Hoch lebe der neue Ton  
der Revolution!

Ich war sehr ergriffen von dem, was da soeben aus mir herausgekommen war. Deshalb wohl rief ich noch dreimal laut: »Hoch lebe der neue Ton der Revolution!«

Die Gruppe schwieg. Kaschubke blickte betreten zu Boden, ebenso die anderen Seminarteilnehmer. Nach einer kleinen Ewigkeit des Schweigens reckte sich Beate-Camilla und meinte, dies könne es ja wohl auch nicht sein.

Was sie damit meine, wollte ich daraufhin von ihr wissen.

»Parolen, Hans-Bernhard, uns sind die Parolen ausgegangen, wir haben den halben Tag auf dem Gang gekämpft, nun benötigen wir Nachschub, scharfe Losungen, keine Gedichte«, antwortete sie mir. »Genau«, sagte Heidrun Xirzenbach, »ohne Losungen keine Revolution, jedenfalls nicht mit mir.«

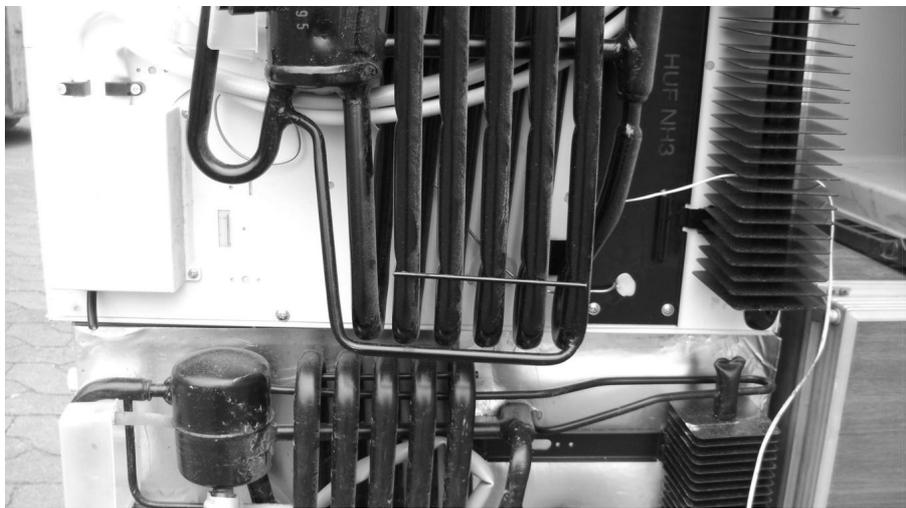
Dann stand sie auf und verließ den Raum. Als wäre dies ein vorher vereinbartes Zeichen, sprangen plötzlich alle anderen Anwesenden auf und folgten ihr.

»Wartet auf mich«, rief ich ihnen hinterher, »wartet, ich komme.«

07. Mai 2010 – 13 Uhr

»Wir nennen es das Eingeweide, denn einerseits kommen ausschließlich Eingeweichte hier in den Arbeitskeller des Klosters, andererseits ist unser Tiefkeller mit einem Bauch vergleichbar, in welchem die Dinge, ja, wie soll ich sagen, in welchem alles, was dem Kloster zugeführt wird, neu gemischt, püriert und verquirlt wird, um später als gewinnbringende Idee das Kloster wieder zu verlassen. Kurzum: Wir mischen den Abfall so lang, bis etwas Neues daraus entsteht. Ein wenig Handarbeit – Gebetsteppiche und Meditationskissen – rundet unsere Angebotspalette ab. Seit zwölf Jahren bin ich Kellermeister im Eingeweide, und ich habe es bisher keinen Tag bereut. Ich hoffe nur, dass sie sich als Gruppe hier wieder stabilisieren können und sich eines Besseren besinnen werden, denn eines sage ich ganz klar und unumwunden: Revolution, das mag oben vielleicht möglich sein, endgültig scheitern aber wird der klägliche Aufstand erst hier im Arbeitskeller, denn hier unten bei mir herrscht strikte Harmonie. Verstanden?«

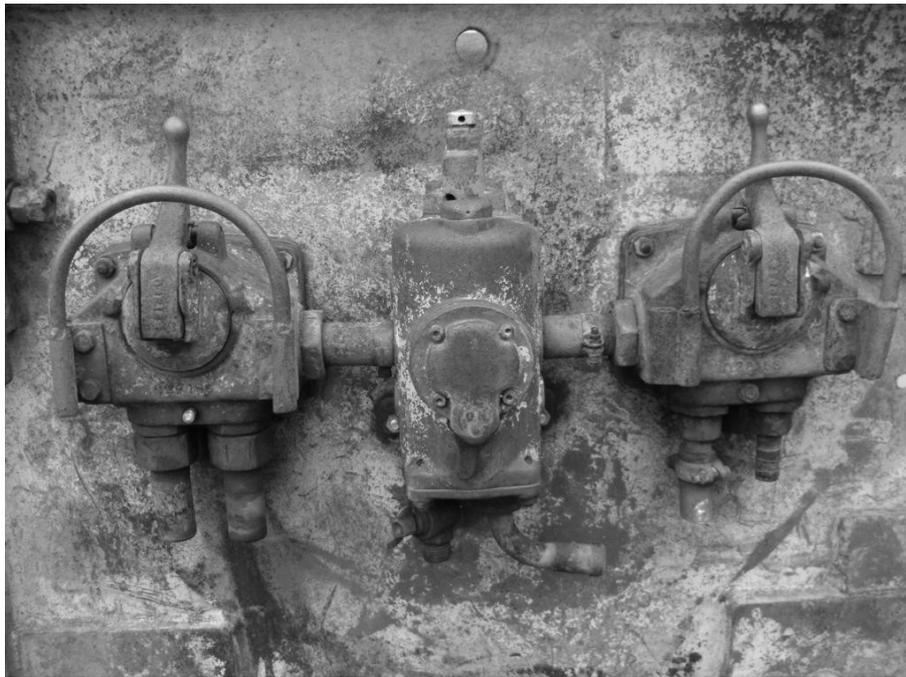
»Verstanden«, rufen wir im Chor und lösen den Halbkreis, den wir um den Kellermeister Kurt Rafnack gebildet haben, wieder auf.



*Abb. 26: Rafnacks großer Stolz Das HUF-NH3*

Rafnack klatscht in die Hände. »Auf geht's, jeder weiß worauf es ankommt, alle sind eingewiesen, jetzt möchte ich Leistung sehen.«

Kaschubke und ich stehen an der Folienpresse.



*Abb. 27: Steuereinheit der Folienpresse ZX-128 p*

Mit einem Wägelchen fährt Kaschubke zum Lastenaufzug. Seine Aufgabe ist, die von oben gelieferten Materialien aufzuladen und direkt vor die Presse zu fahren. Ich bestücke die Presse. »Auf die Mischung kommt es an, Hans-Bernhard«, erklärte mir heute Morgen Meister Rafnack, »die Mischung ist entscheidend. Das, was hinten herauskommt, haben Sie vorher schon in der Hand, sinnbildlich natürlich.«

Ich bin hochkonzentriert und greife mir einige feuchte Lappen, die mit Angstschweiß getränkt sind, um sie in den Sammeltrichter der Presse zu werfen. Während Kaschubke Pause macht und mir bei meiner Arbeit zuschaut, wühle ich in Kaschubkes neuer Lieferung. Eine Steuererklärung, ein Packen mit Gläubigerbriefen, mehrere politische Postwurfsendungen und ein Bündel Erotikkataloge werfe ich nacheinander in den Trichter, der sich mittlerweile schon halb gefüllt hat. Jetzt kommen noch Tageszeitungen, Gebetsbücher und Gerichtsvorladungen hinzu. Kaschubke hilft mir, den Sack mit dem Erlösungsmehl nach oben zu stemmen, so dass ich ihn im Sammeltrichter entleeren kann. Ich drücke den roten Knopf und die Presse beginnt zu arbeiten. Kaschubke rollt seinen Wagen wieder in Richtung Fahrstuhl und ich kann mich kurz zurücklehnen, denn es dauert ungefähr drei Minuten bis die frisch gequetschten Folien im Ausgabeschacht erscheinen. »Da wollen wir mal sehen«, sagt Meister Rafnack, der plötzlich hinter mir steht. Leicht aufgeregt entnehme ich die erste im Ausgabeschacht erscheinende Folie und überreiche sie Meister Rafnack.

»Aha«, sagt er, »ja, das ist gut, sehr gut sogar, Hans-Bernhard, Sie haben gut abgemischt, eine saubere Arbeit, hier, lesen Sie selbst.« Er reicht mir die Folie herüber. Laut lese ich die frisch gepressten Weisheiten vor.

»Bist du unterwegs auf einer Lichtkörperreise, dann sei bitte leise!«

»Besiege deine innere Flaute, lass klingen die heilende Laute!«

»Gerätst du oft in Rage? Klangmassage!«

»Vieles läuft runder, glaubst du an Wunder.«

»Statt sich unnütz unterhalten, Lichtkörper entfalten.«

»Lerne Heilgebärden, dann wird es schon werden.«

Rafnack klopf mir anerkennend auf die Schulter. »Dranbleiben Hans-Bernhard, dranbleiben, denn die da oben«, dabei hebt er seinen Kopf und blickt hinauf zum Deckengewölbe, »die da oben sind ohne uns verloren. Wir geben die Themen vor, die Parolen, die Weisheiten, die Erkenntnisse, einfach alles. Die da oben haben nichts Eigenes, glauben aber ständig, sie hätten. Sind fest davon überzeugt, dass sie nicht nur Herrscher über ihre eigenen Folien sind, sondern auch deren Schöpfer.

Dies muss man so hinnehmen, denn so sind sie, die da oben. Dass ihnen die Weisheiten so flüssig aus dem Mund sprudeln, weil wir sie ihnen häppchengerecht erstellen, davon haben sie nicht die geringste Ahnung, vielleicht wollen sie es auch nicht wissen. Egal. Wir machen alles, bleiben aber immerfort im Hintergrund, so ist die Absprache zwischen unten und oben seit der Gründung des Klosters.«

Ein klein wenig erfüllt mich das Ganze mit Stolz, denn eine ehrliche und sinnvolle Arbeit ist besser als eine vermurkste Revolution. Wer hätte denn auch ahnen können, dass die Ankündigung der Klosterleitung, übers Wochenende einen Ausflug nach Disneyland unternehmen zu wollen, nichts anderes als eine geschickt ausgelegte Falle gewesen war, in die wir blindlings gestolpert sind.

07. Mai 2010 – 21 Uhr

Wie vermisse ich doch mein Einzelzimmer. Aber ein Teil der Strafe ist nun einmal der Gemeinschaftsschlafrum. An eine gepflegte Ausführung meiner Dichtkunst ist in dieser Situation nicht zu denken, denn meine Gruppe gibt keine Ruhe. Alle reden durcheinander. Seit einer Stunde. Mich umnebeln unzusammenhängende Wortfetzen, die sich in mir mit dem Samen meines neuen Gedichtes vermischen. Ein übler Brei. Diese Mischung kann ich beileibe nicht einer sauberen Geburt zuführen. So versuche ich mich auf die Gespräche der anderen zu konzentrieren.

»Ich wollte mit Sicherheit keinen Aufstand machen«, klagt Anna Mukensturm, »wäre Hans-Bernhard nicht, wir hätten noch unser schönes Therapieleben oben im Seminartrakt, täglich frische Salzstangen und die Hauptsache: Keine Arbeit. Ich kann schon am Abend des ersten Tages nicht mehr, hier, schaut, meine Finger sind allesamt zerstoßen und geschwollen. Meditationskissen besticken – ich schaffe das keinen weiteren Tag. Hans-Bernhard dagegen hat mit der Arbeit an der Folienpresse wieder einmal das gute Leben erwischt. Meditationskissen – zum Teufel damit.«

»Glaubst du, mir geht es besser?«, entgegnet ihr Heidrun Xirzenbach. »Hans-Bernhard hat uns angestiftet. Wir hätten uns an die Regeln halten sollen, die waren doch nicht schlecht – so im Großen und Ganzen gesehen. Besser als jetzt war es auf jeden Fall. Ich jedenfalls bin nur mitgelaufen, weil ich die Gruppe nicht verlassen wollte. Und wegen Hans-Bernhard natürlich.« Unter starkem Schluchzen versucht auch Beate-Camilla der Gruppe gegenüber ihre Unschuld zu beteuern – drei Anläufe benötigt sie, bis man sie verstehen kann. »Ich bin ebenfalls unschuldig«, schluchzt es aus ihr heraus.

»Ich auch, ich auch«, schallt es daraufhin aus allen Ecken des Zimmers.

»Die Gruppe ist schuld«, rufe ich einer Eingebung folgend in die sich anschließende, unheilvoll wirkende Stille und werde Bruchteile danach von der Erkenntnis heimgesucht, dass ich vielleicht hätte besser schweigen sollen, denn äußerst negative Schwingungen beginnen sich im Raum auszubreiten.

»Nein.« Kaschubke steht auf und kommt mit geballten Fäusten auf mich zu. Ich erkenne ihn kaum wieder. Sein Gesicht ist in eine äußerst hässliche Schiefelage geraten.

»Nein, Hans-Bernhard, die Gruppe ist schuldlos. Wir sind dir blind gefolgt, weil wir gedacht haben, du könntest uns führen. Dabei bist du doch nur ein erbärmlicher Lakai – ein willenloser Sklave deines Tagebuches.« Kaschubke kommt immer näher, fast schon berühren sich unsere Nasen. Das Wort »wutschnaubend« personifiziert sich vor meinen Augen.

»Sie haben mir meine Tüten genommen. Es waren neue Tüten. Das war es nicht wert – Revolution mit Hans-Bernhard, wie konnten wir nur«, zischt Kaschubke mir direkt ins Gesicht. Dann kreischt er mit sich überschlagender Stimme: »Du allein hast Schuld.«

Mittlerweile haben die Mitglieder meiner Gruppe einen Halbkreis um mich gebildet. In ihren Gesichtern kann ich weder Freundlichkeit noch Wohlwollen erkennen. Im Gegenteil: Als wäre Kaschubkes Gesichtsverzerrung akut ansteckend, visualisieren die restlichen Gruppenmitglieder – jeder auf sehr persönliche Art und Weise –, wie es um die Beziehung zu mir bestellt ist. In einem Wort gesagt: miserabel.

Das ist zutiefst niederschlagend. Und genau das scheint auch die Gruppe mit mir vorzuhaben.

07. Mai 2010 – 22.15 Uhr

Im letzten Augenblick vor der offenbar unvermeidlichen Gräueltat an einem Unschuldigen war es wieder einmal ein Gedicht, das mich zwar nicht endgültig zu retten vermochte, zumindest aber in der Lage war, mir ein wenig Aufschub zu gewähren, bis nachhaltige Rettung eintraf.

## **DER GROSSE BLUFF**

Vor meiner Seele Kämmerlein hört' ich  
die Gruppe lauthals schrei'n.  
»Die Tür ist zu, ihr kommt zu spät, klopft nebenan  
ob da was geht«, rief ich von drinnen. »Ich glaub,  
ihr seid nicht recht bei Sinnen. Lasst mich  
in Frieden liegen! Die Tür bleibt zu, gebt Ruh!  
Entweder klopft ihr an beim dicken Peter oder später  
könnt ihr auch beim Jochen pochen, der haut  
seit Wochen auf den Putz, er bräuchte keinen Schutz.  
Wenn ihr statt meiner seine Seele quält, ihr hättet  
wohl nicht falsch gewählt. So würde ich das  
sehen. Nun könntet ihr doch gehen.«  
Dann überschlugen sich die Stimmen: « Wir sind  
der Mob, wir bleiben hier vor deiner Tür und ob  
wir auch den Jochen mobben, das bestimmen  
wir. Uns brachtest du nur Schaden.  
Wie konntest du es wagen, uns anzustiften?  
Mitnichten trifft uns eine Schuld. Der Arbeitskeller ist  
der Lohn – was für ein Hohn, es war doch deine Revolution.  
Hör zu! Du spuckst uns nicht mehr in die Suppe.  
Du bist kein Mitglied unserer Gruppe. Wir haben  
dich hinausgeworfen. Du hast den Gruppenkodex  
schwer verletzt, deswegen mobben wir dich jetzt.  
»Ist gut«, rief ich, »ich hab euch gut verstanden,  
mit meiner Finte konnte ich nicht landen, doch sei ein Vorschlag  
mir gewährt: Wird eure Sache nicht erschwert,  
wenn ihr hier steht, die Tür ist zu, das macht kein Spaß  
im Übermaß, viel besser wäre die Idee,  
ich quäl' mich selbst und tu mir weh.«  
»Da hat er Recht«, rief man im Chor, »doch gib nur Acht,  
wir halten Wacht, wir werden prüfen, ob du leidest, auch  
wenn du unsere Nähe meidest.«  
»So sei der Pakt«, rief ich erlöst und bin  
zufrieden eingedöst.

»Was soll denn dieser Unsinn?«, fragte Heidrun Xirzenbach, die als Erste ihre Sprache  
wiedergefunden hatte. »Mit diesem Faschingsgereime kannst du uns nicht aufhalten, nicht uns. Was  
denkst du dir denn dabei?«  
Sie schien aber keine Antwort von mir erwartet zu haben, denn gleich darauf rief sie: »Auf ihn!  
Gebt Hans-Bernhard, das, was Hans-Bernhard zusteht – und davon viel. Doch haltet ihm den Mund  
zu, dass er uns nicht wieder mit einem Gedicht zu betören versucht!«  
In diesem Augenblick meinte das Schicksal es wieder einmal sehr gut mit mir. In der Gestalt von  
Meister Rafnack und zwei Kellermönchen betrat es den Gemeinschaftsschlafrum.  
»GAS-Alarm«, rief Rafnack, »GAS-Alarm, wir müssen Sonderschichten fahren, jeder auf seinen

Platz, sofort.« Was immer auch ein GAS-Alarm sein mochte, mir kam er zu diesem Zeitpunkt gerade recht. Deshalb rannte ich – so schnell wie ich nur konnte – hinaus in Richtung Werkstatt und posaunte voller Inbrunst: »GAS-Alarm, GAS-Alarm, ich komme.«

## **ZEUGENVERNEHMUNG VOM 07. Mai 2010**

(mit freundlicher Genehmigung des ermittelnden Sumpfgardisten Godwin Grollhammer)

**Anna Mukensturm:**

»Ich habe mich noch gewundert, als Hans-Bernhard mir von der Folienpresse her zuwinkte. Will der mich veralbern, habe ich noch gedacht, der wird doch nicht glauben, dass plötzlich alles wieder gut ist. Stand da oben auf der Leiter, hielt sich am Trichter fest und winkte mir zu. War schon vollkommen weiß vom Erlösungsmehl.«

**Meister Rafnack:**

»Das war eine bedrohliche Situation sondergleichen. Seit zwölf Jahren bin ich hier Kellermeister, doch einen GAS-Alarm in dieser Dimension ... wir waren alle überfordert.«

**Heidrun Xirzenbach:**

»Ja, natürlich, auf Hans-Bernhard waren wir nicht gut zu sprechen. Die Gruppe war sehr wütend auf ihn. Das wollten wir ihm gegenüber auch in entsprechender Art und Weise zum Ausdruck bringen. Ich kann im Nachhinein nicht sagen, wie weit wir gegangen wären, der GAS-Alarm kam wohl zur rechten Zeit.«

**Kaschubke:**

»Ich dachte zunächst, im Trichter der Maschine hätte sich irgend etwas verklemmt und deshalb ...«

**Beate-Camilla:**

»Ein wenig hat er mir schon leid getan, er war ja kein schlechter Mensch, ich glaube, er hat immer sehr viel nachgedacht über sich und die Welt, irgendwie ist er da aber nie zu einem vernünftigen Ergebnis gelangt. Das hat ihn wohl sehr frustriert.«

**Kaschubke:**

»Ich kannte ihn schon sehr lang. Freundschaft? Ich weiß nicht. Hans-Bernhard war immer schnell zu begeistern für eine Sache oder eine Idee. Dann war ihm alles andere egal, dann gab es keine Freunde mehr, nur die Idee war ihm wichtig. Mit einer sturen Beflissenheit sägte er aber jedes Mal an dem Ast, auf dem er saß.«

**Anna Mukensturm:**

»Er fühlte sich wahrscheinlich sehr allein. Die Gruppe hatte ihn ja verstoßen. Wir hatten aber auch keine Wahl. Wenn wir gewusst hätten, was er vorhatte ...«

**Meister Rafnack:**

»Die Folienpresse war bereits heißgelaufen, doch der Auswurf an Folien war immer noch zu gering. Kaschubke und Hans-Bernhard gaben ihr Bestes, doch eine Große Allgemeine Sinnkrise (GAS) benötigt nun einmal starke Folien. Da waren wir einfach überfordert. Uns fehlten die Zutaten. Starke Zutaten, aus denen man noch etwas von Gehalt hätte pressen können. Hans-Bernhard wusste, dass uns allmählich die Zutaten ausgingen.«

**Kaschubke:**

»Er stand dann plötzlich oben am Trichter und bestäubte sich selbst mit dem Erlösungsmehl. Ich verlud gerade die neue Lieferung direkt vor dem Lastenaufzug. Als ich wieder aufblickte, war Hans-Bernhard verschwunden.«

**Meister Rafnack:**

»Ob ich jetzt wortwörtlich davon gesprochen habe, dass wir alle Opfer bringen müssten, kann ich nicht mehr genau erinnern, auf jeden Fall habe ich versucht, auf größere Geschwindigkeit der Arbeitsabläufe zu dringen. Der Einzelne zähle nichts in einer Großen Allgemeinen Sinnkrise, alle seien gefragt, um die Krise zu meistern, so etwas in der Art habe ich wohl zu Kaschubke und Hans-Bernhard gesagt, aber den genauen Wortlaut ...«

**Pater Kilian:**

»Hans-Bernhard war ein Trottel, ein Mitläufer, ein Möchtegern. Doch in der ihm eigenen, sehr naiven Herangehensweise an das Leben steckte auch ein hohes Maß an Unberechenbarkeit.«

**Wachmönch Estragon:**

»Er hatte immer dieses kleine Buch bei sich. Wie einen Schatz hat er es gehütet. Wir machten uns schon darüber lustig.«

**Autor Bobo:**

»Ein begnadeter Dichter. Schade, dass er verschwunden ist. Mehr kann ich dazu nicht sagen. Leider. Die Zeit mit ihm war angenehm. Wir haben angeregte Gespräche geführt. Schade, ich hätte ihn gern noch gefragt, ob er etwas über den Verbleib meiner blauen Mappe weiß.«

**Kaschubke:**

»Ja, er hat unentwegt alles notiert, was ihm wichtig erschien. Zwischendurch immer wieder seine lyrischen Versuche, ich konnte dem nie etwas abgewinnen.«

**Schwester Agnostica:**

»Hans-Bernhard Weltek? Ich habe jetzt kein Gesicht vor Augen, doch der Name kommt mir bekannt vor.«

**Pater Kilian:**

»Aber es ist doch nicht möglich, dass jemand so mir nichts, dir nichts plötzlich verschwindet.«

**Kommissar Grollhammer:**

»Hartnäckig war der, unglaublich. Mittlerweile denke ich, er hat uns alle genarrt. Ich bin mir aber nicht restlos sicher. Wenn aber sein Verhalten gespielt gewesen sein sollte, dann war er gut, sehr gut sogar.«

**Kaschubke:**

»Ich habe noch laut gerufen, doch er war ja schon mit dem gesamten Oberkörper im Trichter verschwunden. Da waren seine Ohren sicherlich schon in der Presse.«

**Beate-Camilla:**

»Ich hörte nur den lauten Schrei und sah wie Meister Rafnack gestikulierend um die Folienpresse rannte.«

**Anna Mukensturm:**

»Jetzt mal ehrlich, ich kann es mir immer noch nicht vorstellen, dass Hans-Bernhard in die Folienpresse gestiegen sein soll. Der Kaschubke hat ja diesen Abschiedsbrief gefunden. Trotzdem, irgendwie ist das alles sehr mysteriös. Wir werden wohl nie genau erfahren, was wirklich passiert ist.«

**Schwester Agnostica:**

»Doch ich erinnere mich, war das nicht der ältere Herr, der diese Plastiktüten bei sich trug? Ziemlich nervig dieses andauernde Rascheln.«

**Meister Rafnack:**

»Wir haben die Maschine komplett auseinandergenommen und nichts gefunden; Hans-Bernhard scheint restlos in der Folie aufgegangen zu sein. Ich war wie gelähmt, als Kaschubke mir atemlos berichtete, dass Hans-Bernhard in den Trichter gefallen sei. Die Maschine lief ja noch. Wir haben

die Folie sofort sorgsam beiseite gelegt. Das war Hans-Bernhard frisch gepresst. Auf der Folie stand:

### **DER TIGER VON OSNABRÜCK**

Getaucht in die Gesetze  
der Koagulation malt  
sich der grüne Tiger  
ein neues Gesicht. Ihr Narren:  
Er ist längst schon  
von dannen gezogen.  
Nun meidet die Schlange  
mit ihrer Behelmung die Stadt.  
Wohl steht  
noch die Zeit gefiedert.  
Doch kein Aufwind in den hinteren  
Kanälen.  
Klatsch doch, wenn  
der Speichel gallig quillt.  
Tanz mit ihm  
in die Abluft des Morgens,  
bis der Schlagbaum aufblickt  
und mit dem Nordwind steht.

Das hat die Maschine also aus Hans-Bernhard gequetscht – nicht mehr und nicht weniger. Ich bin gerührt, wie ein Mensch sich so stark verdichten kann. Eine einzige Folie!«

#### **Heidrun Xirzenbach:**

»Wir haben als Gruppe versagt. Aber Hans-Bernhard auch.«

#### **Dr. Cervus:**

»Der Hans-Bernhard war ein brauchbarer Mann. Ich bin mit ihm geritten.«

#### **Kaschubke:**

»Der Abschiedsbrief lag offen vor der Maschine. Ich habe ihn gefunden. Er wolle sich opfern für die Gemeinschaft und sein Leben hingeben, um die Große Allgemeine Sinnkrise zu besiegen, stand da geschrieben.«

#### **Meister Rafnack:**

»Es gab schon immer Unfälle an der Folienpresse, einzelne Körperteile, man kennt das, doch dass ein ganzer Mensch verschwindet und in der Gesamtheit zu einer Folie gepresst wird – unglaublich. Ich hätte es nicht für möglich gehalten. Wie gesagt, Körperteile schon.«

#### **Pater Kilian:**

»Wenn ich mir alles noch einmal durch den Kopf gehen lasse: So naiv kann man doch gar nicht sein. Oder?«

#### **Sumpfwart Krassauer:**

»Er war nur eine Nacht mein Gast. Ich kann mich nicht beschweren. Er war ganz nett, so weit ich mich erinnern kann.«

#### **Meister Rafnack:**

»Eine einzige Folie – das ist ein Grad an Verdichtung, mir fehlen die Worte. Respekt. So – und nur

so – konnte die Sinnkrise beendet werden. Eine Entschlüsselung der Folie ist praktisch unmöglich, deshalb muss man davon ausgehen, dass ein tiefer Sinn dahinter steckt. Solange nicht das Gegenteil bewiesen werden kann, ist diese Folie also sinnstiftend. Eine sehr starke Folie.«

**MAI (DES WEITEREN)**

08. Mai 2010 – 3.30 Uhr

Der Weg nach oben ist zwar nicht beschwerlich, doch ich muss meine starke Ungeduld zügeln, da der Fahrstuhl nur sehr träge in Richtung Freiheit ruckelt. Die Zeit nutze ich, um notdürftig das Erlösungsmehl vom Gesicht zu entfernen.

Nach zehn Minuten bleibt der Fahrstuhl stehen, die Türen öffnen sich und ich blicke direkt auf die Laderampe im Innenhof. Eine aufgeregte Schar von Arbeitsmönchen trägt Materialien für die Folienpresse quer über den Hof. Laut Kaschubkes Beschreibung befindet sich in der nördlichen Mauer ein kleiner Durchgang; die Tür sei tagsüber nicht verschlossen. Die Mönche sind zu beschäftigt, als dass ihnen auffällt, wie ich mich zwischen ihnen zur Ausgangspforte hin bewege. Und tatsächlich, die Tür ist offen.

»Kaschubke, du alter Fuchs«, murmele ich vor mich hin, als die Tür in meinem Rücken wieder ins Schloss fällt.

Ich hätte es nicht für möglich gehalten, dass Kaschubkes Plan so problemlos aufgehen würde, denn mich quälte die ganze Zeit eine große Angst, dass irgend etwas Unvorbereitetes den genialen Fluchtplan noch scheitern lassen könnte, doch Kaschubke hatte alles bedacht. Sein Vorgehen war äußerst geschickt, niemand aus der Gruppe hatte Verdacht geschöpft, war Kaschubke am Vorabend doch einer der Wortführer, die zur Rache an mir aufgerufen hatten. Mein Zutun zur Flucht war eher unspektakulär. Am schwierigsten für mich selbst war die Erstellung der Folie. Ich konnte zwar die Hektik des GAS-Alarms nutzen und mich hinter die Presse hocken, doch es war nicht einfach, unter Zeitdruck und unter unwürdigen Bedingungen ein Gedicht auf die Welt zu bringen. Kaschubke drängte auf die Einhaltung des Zeitplanes und als ich nach fünfzehn Minuten immer noch hinter der Maschine hockte, nahm er mit seinem Wägelchen Anlauf, um mir den vollgepackten Wagen in den Bauch zu rammen. Unter Schmerzen gebar ich den »Tiger von Osnabrück«.

»Na also, geht doch«, sagte Kaschubke, nachdem ich wieder zu mir gekommen war. Während Kaschubke das Gedicht folierte und gleich darauf den Wagen entleerte, stäubte ich mich mit Erlösungsmehl ein und stieg sogleich die Leiter hinauf zum Trichtereinlass. Dort oben blieb ich mehrere Minuten stehen und achtete darauf, von den anderen Seminarteilnehmern gesehen zu werden. Zur Sicherheit winkte ich kräftig nach allen Seiten. Nachdem Kaschubke die Stromzufuhr zur Wahrheitsschleuder einfach unterbrochen hatte – das Stromkabel verhedderte sich ganz zufällig in der Vorderachse seines Wagens –, kommandierte Meister Rafnack augenblicklich alle Arbeitskräfte zur Wahrheitsschleuder. Die Schleuder musste per Handbetrieb wieder in Schwung gebracht werden. Kaschubke und ich waren die Einzigen, die ihren Arbeitsplatz nicht verlassen durften, denn wir hatten den Auftrag von Meister Rafnack, ohne Unterlass zu folieren, ansonsten wären wir alle verloren, wenn es uns nicht gelänge, den Sinnzerfall zu stoppen.

So kletterte ich also in den leeren Transportwagen, vergewisserte mich noch einmal, dass uns wirklich niemand beobachtete, und legte mich dann flach auf den Wagenboden und schon raste Kaschubke mit mir direkt bis zum Lastenaufzug.

Ja, das war es schon; mein Emporkommen habe ich bereits eingangs beschrieben.

Leider endete Kaschubkes Plan mit meiner erfolgreichen Flucht. Weitere Instruktionen waren nicht vorgesehen.

Nun stehe ich also draußen vor den Mauern von St. Panaritium und muss mich selbst verplanen. Das ist nicht einfach. Solch ein ungewohntes Maß an Freiheit bin ich nicht gewohnt, nicht mehr jedenfalls. Mir wird schwindlig und eine Erschöpfungsohnmacht kündigt sich an. Halt suchend schaue ich mich um, erkenne die Außenmauer des Klosters und halte mich daran fest, um kontrolliert zu Boden zu gleiten. Was für ein symbolträchtiges Bild. Das Sitzen tut gut, langsam stabilisiere ich mich. Als ich mich etwas bequemer setzen will, bemerke ich, dass ich auf einem Gedicht sitze. Nun erklärt sich auch mein kurzer Schwächeanfall – es war eine Geburt. Das erste Gedicht, welches in Freiheit geboren wurde. Ich bin sehr stolz auf mich, ist mir doch bekannt, dass lyrische Höhenflüge oftmals ihren Treibstoff aus der gefühlten, nicht zu bändigenden Not des Verfassers beziehen. Endet dann glücklicherweise die Not, gibt es auch keine Ausflüge mehr – der Treibstoff fehlt. Von daher: Bei mir scheint es anders zu sein. Ich kann immer.

Doch da kommt mir ein Gedanke, den ich aber schnell beiseite schiebe. Vielleicht ist die Not hier vor den Mauern von St. Panaritium eine andere als die, welche ich intramural erlebte – nur weiß ich noch zu wenig von der neuen Not, als dass sie mir im Augenblick zu einer Plage werden könnte, die lyrische Gegenwehr erforderte. Wenn es aber so wäre, dann handelte es sich hier um ein sogenanntes Übergangsgedicht, ein Gedicht, welches sich nicht entscheiden kann, ein Gedicht, das zwischen den Nöten steht. Aber wie gesagt, diesem Gedanken möchte ich nicht wieder begegnen.

### **DIE NOT IST TOT, ES LEBE DIE NOT**

Nun kann ich Rad fahr'n, sägen oder beten,  
ich kann auch bügeln, lügen oder onanier'n.  
vielleicht noch kaufen, saufen und laut rülpsen,  
oder ein and'res Kloster ausprobier'n.

Ich kann mich selbst mit Sie ansprechen,  
ich kann laut lachen über mich,  
ich kann im Sitzen pinkeln und beim Reden denken –  
okay, na gut, jetzt übertreibe ich.

Ich kann jetzt schwere Wege meiden,  
ich bin mein Herr und nicht mein Knecht.  
Ich könnte lesen, tauchen oder schreiben,  
ich könnte kämpfen für mein Recht.

Ich könnte alles selbst entscheiden.  
Doch kann ich genau das nicht leiden.  
Was für ein Pech!

08. Mai 2010 – 7 Uhr

Mittlerweile ist es taghell. Mit dem Rücken an die starke Mauer von St. Panaritium gelehnt, habe ich gut geschlafen. Ich stehe auf, strecke mich ein wenig und ...

Also ich stehe auf, drehe ein wenig meinen Oberkörper, kreise meine Arme und ...

Ich bin wach, habe ausgeschlafen, der Tag hat begonnen, ich stehe außerhalb der Mauern von St. Panaritium und ...

Was für ein Tag, eine gefährliche Flucht liegt hinter mir, ich habe es geschafft, Freiheit ist nicht mehr nur ein Wort, sondern ...

Die Zeit der Drangsal und Bevormundung ist vorüber, denn nun ...

Verdammt, schon wieder wird mir schwindlig, ich muss mich kurz setzen, nur kurz noch einmal Halt finden an der Außenmauer.

Mit schwacher Stimme flüstere ich: »Freiheit. Du von mir Errungene, warte noch einen Moment, dann komme ich.«



*Abb 28: Klostermauer von St. Panaritium (Detailansicht)*

08. Mai 2010 – 19.30 Uhr

Ich habe mich dazu durchgerungen, eine Entscheidung zu fällen. Lange habe ich darüber nachgedacht. Das war auch nötig. Und es hat mir gut getan. Zusätzlich noch. Wie so oft. Vielleicht fühle ich mich auch deshalb so zufrieden, weil ich in schwierigen Situationen, wie diese offenbar wieder einmal eine zu sein scheint, regelmäßig meine Stärken zur Anwendung bringen kann. Eine davon ist das Nachdenken, das ergebnisorientierte Nachdenken. Wunderbar. Eine himmlische Gabe ist das, eine Gabe, die nicht einmal die Freiheit zu beeinträchtigen weiß. Und das bedeutet einiges. Gegen meine Denkprozesse kommt sie nicht an, die Freiheit mit all ihren Verlockungen. Pech gehabt, sage ich da nur, ich lasse mich nicht korrumpieren, nicht von der Freiheit, ich bleibe mein eigener Herr. Doch ich schweife ab. Dies sei mir aber gestattet, wo ich doch die Freiheit mit einer sauberen Entscheidung in die Ecke drängen konnte.

Also: Ich habe entschieden, nicht an der Klostermauer gelehnt sitzenzubleiben, sondern aufzubrechen, solange die bereits einsetzende Abenddämmerung mir noch erlaubt, kräftigen und

sicheren Schrittes auf die in der Ferne sichtbare Sumpfhütte zuzugehen.

Der gut befestigte Weg ist hervorragend ausgeschildert, es geht ungefähr einen Kilometer geradeaus. Keine Weggabelungen, ebenes Terrain, auf beiden Seiten des Weges ein Geländer mit Handlauf und durchgehend unverbauter Blick auf die Sumpfhütte. Zur Sicherheit bleibe ich zusätzlich aller zwanzig Meter stehen und lese die angebrachte Beschilderung: »Achtung Sumpfgebiet. Es besteht keine Gefahr. Bitte seien Sie trotzdem vorsichtig! Nächstes Schild in zwanzig Metern. Wir wünschen Ihnen eine sichere Wanderung. Ihre Obere Sumpfbehörde Nord, Distrikt 12, Dezernat VII – Sumpfwege, Abteilung: Wegbefestigungen, Unterabteilung: Sumpfbeschilderung und Aufwandserhebungsplanung, Arbeitsgruppe: Installation, Instandsetzung und Kontrolle der Beschilderung.«

Während ich mich in Zwanzig-Meter-Einheiten vorwärts bewege, beschleicht mich die Ahnung, dass sich Freiheit auch recht angenehm anfühlen kann. Ein Sicherheitsschauer läuft mir wohligh den Rücken hinunter. Das soll mir nur recht sein. Beim nächsten Schild mache ich eine etwas längere Pause, um mich eines Gedichtes zu entledigen. Es kommt sehr geschmeidig aus mir heraus, eine saubere Geburt, so wie ich es am liebsten habe.

### **BRUNFTZEIT**

Ein scheues Tier,  
so sagt man,  
sei die Wahrheit.  
Tief unten lebt sie in der Schlucht und ich,  
ich fühle meine Sucht,  
die Sehnsucht,  
alles loszulassen, in ihren Armen mich zu paaren.  
Oh süße Gier!  
Im Liebesakt will ich erfahren,  
wer ich wohl bin und was ich werde,  
jetzt, und nicht erst  
wenn ich sterbe!  
Ihr Götter aller Welten,  
was ist daran so schwierig?  
Oh Himmel bin ich gierig!

Dieses Gedicht, ich hätte es mir sparen können, hier ist alles eben, der Weg ist betoniert, keine Schlucht, noch nicht einmal die kleinste Erdspalte. Wie auch – im Sumpf. Hier gibt es jedenfalls keine Möglichkeit, sich mit der Wahrheit zu paaren. Außerdem, ich muss gut mit meinen Problemen haushalten, Freiheit und Wahrheit, das wird mir alles zu viel auf einmal. Und dann noch paaren. Nein. Immer eines nach dem anderen. Am Ende gesellt sich noch die Frage nach dem Sinn hinzu. Nein auf keinen Fall, keine Rudelbildung, jedes Problem für sich. Und nacheinander bitteschön. Ein klein wenig bin ich schon wütend auf mein Gedicht, denn es stellt mich dar, als wäre ich ein von blinden Trieben gesteuerter Wahrheitsgierling. Doch ich bin weder läufig noch rollig oder rammelig oder sonst etwas, mein Weg ist ein sauberes Ziel, und sonst nichts. Ich beruhige mich recht schnell, denn mittlerweile habe ich es mir abgewöhnt, mich über meine eigenen Gedichte länger als nötig aufzuregen. Das nähme ja kein Ende, also lasse ich es lieber sein, die Zeit könnte ich sinnvoller nutzen und mich gleich über mich selbst aufregen, das ergäbe mehr Sinn, doch leider fehlt mir die Zeit auch für diese Option, denn ich bin auf dem Weg. Also schüttele ich es ab, dieses Gedicht, weil es nur Fragen aufwirft, die ich nicht benötige. Gedichte mit Antworten sind gefragt, die Fragen dazu finde ich dann schon. Nun habe ich doch die letzten Hinweisschilder verpasst, meine Gedanken haben mich abgelenkt, glücklicherweise war das nicht weiter schlimm, denn ich stehe schon direkt vor der Tür der

Sumpfhütte. Nur, irgend etwas irritiert mich. Ich bin mir nicht sicher, vielleicht ist es der große Buchstabe, welcher an der Tür haftet und goldfarben glänzt, denn ich kann mich nicht mehr daran erinnern, dass an Sumpfwart Krassauers Tür ein Buchstabe prangte, ein großes, goldenes »O«.

08. Mai 2010 – 20 Uhr

»Oh«, sagte ich. Nach einem recht langen Schweigen ließ ich ein zweites »Oh« erklingen. Es dürfte wohl fast zehn Minuten gedauert haben, bis ich eine Spur von Selbstbeherrschung wiedererlangen konnte und in der Lage war, die Befehlsgewalt über meinen Körper vollends an mich zu reißen – wohlgemerkt, ich spreche nur von den rein körperlichen Vorgängen, die einer bewussten Steuerung abhängig sind. So gelang es mir also, den immer noch zum »O« geöffneten Mund endlich wieder zu schließen. »Krassauer?«, fragte ich. »Sumpfwart Krassauer?« Im Nachhinein bin ich mir nicht sicher, ab welchem Moment meine Denkprozesse wieder in voller Leistung einsetzten. Jedenfalls saß ich dann irgendwann später in der Sumpfhütte ihr gegenüber, schaute abwechselnd in ihre Augen oder bewunderte ihren Mund, wie er Worte und Sätze formulierte, die an mich gerichtet schienen und verstand doch gar nichts. Dabei fühlte ich mich in einen Zustand versetzt, von dem ich mir wünschte, er möge niemals enden. Doch leider endete er schon um Mitternacht, denn das Schlagen der Turmuhr von St. Panaritium schreckte mich auf. Ab diesem Moment gelang es mir wieder, mich – wenn auch nur teilweise – auf ihre Worte zu konzentrieren.

Sie heiße Bärbel Kokoff, sei Praktikantin, studiere Vergleichende Sumpforakelei im zweiten Semester und möchte eines Tages selbst Sumpforakel werden, konnte ich ihren Worten entnehmen. Die Gelegenheit für sie sei sehr günstig gewesen, da Sumpfwart Krassauer, ihr Onkel, für mehrere Wochen einer stationären Behandlung bedürftig geworden sei. Eine verfahrene Geschichte, sie wisse gar nichts Genaues darüber, aber irgend etwas mit einer blauen Mappe habe ihn aus dem seelischen Gleichgewicht geworfen. So könne sie für die Zeit ihres Praktikums das Sumpfwartbasislager ihres Onkels Benedikt als Orakelhütte nutzen, deshalb auch das große »O« außen an der Tür. Der Sumpf sei von jeher schon immer der natürliche Freund des Orakelwesens, ist es doch genau diese dem Sumpf so eigene Festigkeit des Bodens, welche die Orakelei als Fundament ihres Gewerbes unabdingbar benötige, erklärte sie mir, während ich sie schon wieder mit offenem Mund anstarrte.

11. Mai 2010 – 8 Uhr

Drei Tage sind vergangen, drei wunderschöne Tage, die wir gemeinsam in orgiastischer Orakelei verbrachten. Bärbel Kokoff verkleidete sich als Orakel, das heißt sie trug ihren Orakelsumpfbikini und ich, der das Orakel flehentlich um Auskunft Bittende – das war meine Rolle während dieser Übungen –, kniete ihr zu Füßen und verfolgte mit nicht enden wollender Begeisterung unter Zuhilfenahme meiner Ohren ihre schon sehr sicher wirkenden Orakelsprüche, während meine Augen, naja, also die Augen konnte ich schweifen lassen – und ich ließ sie schweifen.

15. Mai 2010 – 15 Uhr

Orakelpause bis 16 Uhr. Liebes Tagebuch, meine Knie schmerzen furchtbar.

16. Mai 2010 – 15 Uhr

Orakelpause bis 16 Uhr. Liebes Tagebuch, ich kann meine Beine nicht mehr durchdrücken.

17. Mai 2010 – 15 Uhr

Orakelpause bis 16 Uhr. Liebes Tagebuch, aus meinen Kniescheiben tropft Blut.

18. Mai 2010 – 15 Uhr

Heute Vormittag kam mir im Rahmen unserer gemeinsamen Orakelübung die Idee, das eine oder andere Gedicht zur Geburt zu bringen, während Bärbel sich weiterhin an ihren Sprüchen versuchte. Ich konnte nicht ahnen, dass sich aufgrund meiner lyrischen Enthaltensamkeit der letzten Tage eine

Sturzflut von Gedichten über mich ergießen sollte. Da die Gedichte alle zum Vortrag gebracht werden mussten, redeten Bärbel und ich über vier Stunden aufeinander ein – ich rezitierte meine Gedichte, sie zischte ihre Orakelsprüche. Abwechselnd überschlugen sich unsere Stimmen, das war ungefähr zu dem Zeitpunkt, als ich zu schreien begann, weil Bärbel bereits ihre Orakelsprüche lauthals brüllte, so dass die Hüttenwände vibrierten. Wir verschmolzen, wurden eins.

Ich war sehr glücklich über das gemeinsame Dichten und Orakeln und die Verschmelzung, doch Bärbel meinte, so könne sie sich nicht konzentrieren, sie sei schließlich keine Professionelle sondern nur Praktikantin, deshalb werde sie sich von mir trennen müssen, ihre Karriere sei ihr wichtiger als lyrische Rücksichtnahme. Es gäbe keinen Sinn, das Problem im Sumpf versinken lassen zu wollen, da könnte man es ja gleich unter den Teppich kehren, doch dafür sei es ohnehin zu spät: Ein Dichter und ein Sumpforakel passten nun einmal nicht zusammen.

Ich war geschockt und fühlte schon wieder die mir so sattsam bekannte innere Leere in mir Raum greifen. So flehte ich sie mit letzter verzweifelter Anstrengung an: »Bärbel, du schönste aller Sumpforakelinnen, verstoße mich nicht leichtfertig. Wenn ich könnte, ich kniete jetzt vor dir, doch ich knie dir ja bereits schon zu Füßen, deshalb empfangen nun gnädig die Worte meines Gedichtes, welches ich ausschließlich für dich allein verfasste.«

Dann zog ich aus der geheimen Innentasche meines Hemdes das Für-alle-Fälle-Gedicht heraus und trug es ihr vor.

### **FÜR BÄRBEL, DAS SUMPFORAKEL**

Wohlan  
die Dichtkunst mag befeuern  
mich  
wo meines Herzens Grund sich bläht  
und scheuert wund an allen Stellen  
wo Worte nicht allein  
auch du  
mir fehlst  
trag ich den blauen Mantel Poesie  
im blinden Ungestüme  
reift meiner Wallung Herzensgier  
als Lyrik dir zur Zierde

18. Mai 2010 – 18.15 Uhr

Unter zähen Verhandlungen gelang es mir, Bärbel das Versprechen abzurufen, dass ich sie wieder besuchen kommen dürfte, allerdings erst, wenn sie ihr Orakelstudium abgeschlossen haben werde. Dieser große Verhandlungsdurchbruch ist wohl fast ausschließlich meiner lyrischen Potenz zu verdanken, denn immer dann, wenn sich ihr Standpunkt zu verhärten drohte, rezitierte ich das Gedicht-für-alle-Fälle, so konnte ich Bärbels Herz vor der vollkommenen Versteinerung bewahren. Zu diesem Zeitpunkt wusste ich allerdings noch nicht, dass ein reguläres Orakelstudium problemlos einige Jahrzehnte andauern kann.

18. Mai 2010 – 18.45 Uhr

Während ich auf meinen Knien durch den Schlamm rutschte und mich allmählich von der Sumpfhütte und von Bärbel und von St. Panaritium und von allem, was damit im Zusammenhang stand, entfernte, rief ich noch einmal so laut wie ich nur konnte: »Ich komme.«

Doch diesmal klang es anders als sonst.

**Finis operis – gratias deus**

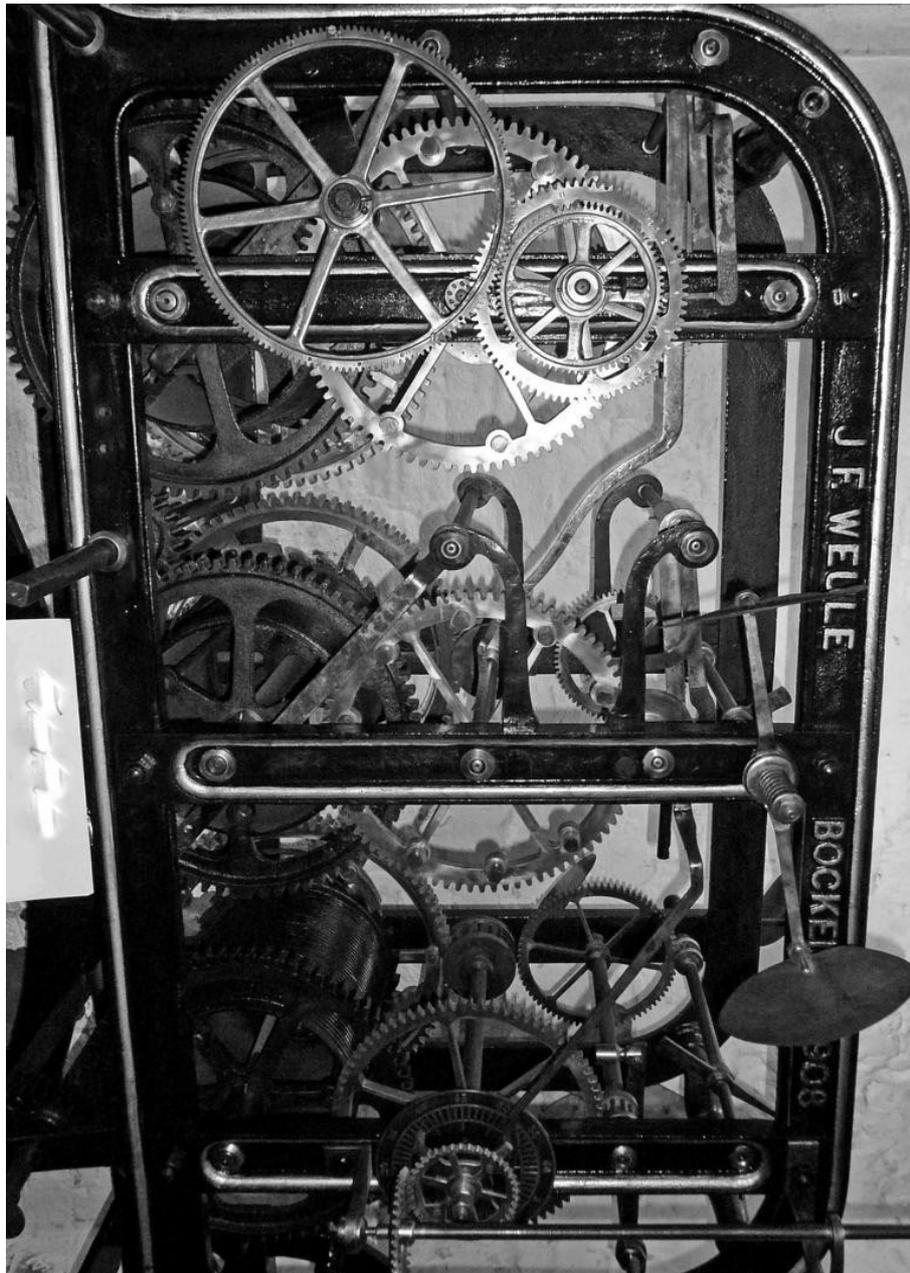
## **BONUS 1: STIMMEN VOM SET**

**Bärbel Kokoff:**

Meine Mutter war am Telefon und sagte, da will dich einer sprechen, gibt sich als Hans-Bernhard Weltek aus, dann lachte sie und gab mir den Hörer. Also ehrlich, ich konnte es zunächst nicht glauben, dachte, dass da jemand einen Scherz mit mir treiben wollte. Ich lachte ihn erst einmal am Telefon aus. Es war unfassbar, er wollte mich für sein Tagebuch engagieren. Ich musste ihm wohl in irgendeiner Gedichtanthologie aufgefallen sein. Als mir klar wurde, dass es tatsächlich Hans-Bernhard Weltek war, sagte ich natürlich sofort zu.

**Pater Kilian:**

Ich habe im Verlauf meiner Karriere so viel verschiedene Finsterlinge und Bösewichte dargestellt, dass ich dachte, da komme keine neue Herausforderung mehr auf mich zu. Hier im Tagebuch jedoch bin ich eines Besseren belehrt worden. Im Plot bin ich ja einerseits der strenge Hausmeister, entwickle aber später dieses freundschaftliche Verhältnis zu Hans-Bernhard, wo doch wiederum offenkundig ist, dass mich die Suche nach dem Panaritiumsschatz antreibt. Das war recht schwierig darzustellen, zumal ja die eigene Motivlage im Unklaren bleiben sollte. Am Ende wird es dann offensichtlich – aber bis dahin musste ich versuchen, beide Optionen als Möglichkeit offenzuhalten. Auch die Szene mit der Türsprengung war eine Herausforderung. Wir mussten sie über zwanzig Mal proben, weil es der Technik nicht gelang, die Explosion im richtigen Moment zu starten. Dann verletzte sich Kaschubke noch – nichts Schlimmes. Er hatte Tagebuchpause und spazierte da auf dem Gang entlang, direkt in Richtung der Sprengfalle. An den Schreck wird er noch lange denken.



*Abb. 29: Die Sprengfalle*

**Meister Kurt Rafnack:**

Wir mussten unter unglaublichem Stress arbeiten. Hans-Bernhard hatte nur noch wenige Seiten zur Verfügung und die Maschinen waren noch nicht aufgestellt. Am zweiten Kellerschreibtag (siehe auch Abb. 30) fiel überdies die Wahrheitsschleuder aus. Da war guter Rat teuer. Wir hätten mindestens zehn Seiten warten müssen, bis Ersatzteile geliefert worden wären. Hans-Bernhard improvisierte dann und baute die defekte Maschine in den Erzählstrang ein. So konnten wir die vier Seiten, die wir für den Keller hatten, einhalten.



*Abb. 30: Ausgrabungen beweisen: Es gab nicht nur Kellerschreibtage. Hier die freigelegten hydraulischen Schreibhebebühnen für die Außenschreibtage*

### **Wladimir und Estragon:**

Das war die größte Rolle bisher – und dann sogar noch in einem Tagebuch. Wir hatten einfach Glück. Manche Tage war es zwar kaum auszuhalten unter den dicken Klostergewänden. Aber es gab auch jede Menge Spaß. Die ersten Tage sind wir überall angeeckt, weil wir wenig Übung im Umgang mit den Sehschlitzern hatten. Es war auf jeden Fall für uns eine große Ehre, mit so viel bedeutenden Tagebuchfiguren gemeinsam dieses Tagebuch füllen zu dürfen.

### **Hans-Bernhard Weltek:**

Ich hatte den Kaschubke ja schon längere Zeit auf meiner Wunschliste stehen. Irgendwie kamen wir nicht zusammen, ich schrieb eine Erzählung, er steckte gerade in einer Ballade. Und so ging es über Jahre hinweg weiter. Es sollte nicht klappen. Unser Team erkundete bereits das Terrain in den Mecklenburger Sümpfen, als ich erfuhr, der Kaschubke sei frei. Ich habe mich sofort ans Telefon gehängt. Er war zunächst nicht zu begeistern, zudem war er mürrisch, weil er gerade in einem Casting zu einem alternativen Literaturprojekt aussortiert worden war. Auch wollte er in seinem Alter eigentlich keine Tagebücher mehr spielen. Doch diese Charakterrolle war dem Kaschubke wie auf den Leib geschneidert. Ich hätte mir keine andere Person dafür vorstellen können. Mehrere Anrufe später war er dann doch bereit dazu. Aber was waren wir schockiert, als er am Set erschien – ein alter Mann. Das wird nichts, dachte ich bei mir und sagte ihm, er solle sich in der Zwischenzeit schon einmal umziehen und in die Maske gehen. Wir überlegten fieberhaft, wie wir ihm mitteilen könnten, dass wir uns mit ihm geirrt hätten. Als er dann nach einer reichlichen halben Stunde vor uns stand, die Plastiktüten in der Hand, da waren wir sprachlos. Vor uns stand ein ganz anderer als vorher. Wir waren begeistert. Das ist es, was eine große Tagebuchfigur auszeichnet.

### **Anna Mukensturm:**

Hans-Bernhard und ich sind alte Freunde, wir kennen uns schon seit etlichen Erzählungen. Ich war gerade in der Nähe in einem Roman beschäftigt und hatte die Nachmittage frei. Da kam Hans-Bernhard die Idee, dass ich vielleicht eine kleine Nebenfigur im Tagebuch spielen könnte. Wir lachten beide, bis uns die Tränen kamen, über die Idee, wo ich doch noch in dem Roman steckte. Wir fanden das so witzig, dass wir es dann unbedingt umgesetzt wissen wollten.

### **Obere Sumpfbehörde Nord:**

Bürokratische Hindernisse? Nein, im Gegenteil. Hier in unserer strukturschwachen Gegend sind wir für jedes über uns hinausweisende Ereignis dankbar. Es war uns eine Freude, auf die Seite genau die vom Tagebuch geforderten Schilder aufzustellen. Hans-Bernhard Weltek war selbst vor Ort und

kontrollierte den Abstand zwischen den Schildern. Er war begeistert von unserer exakten Arbeitsausführung.

### **Kaschubke:**

Ach ja, die Ohrenszenen mit Agnostica. Beinahe hätte ich einen meiner Grundsätze über Bord werfen müssen, niemals ein Double einzusetzen. Die erste Probe verlief problemlos, doch Hans-Bernhard wollte noch eine andere Perspektive ausprobieren. Agnostica zog mich am Ohr nach oben und ich baumelte so um die zwanzig Sekunden in der Luft. Doch diesmal hatte Hans-Bernhard vergessen, die Szene mitzuschreiben. Also noch einmal. Mittlerweile schmerzte mein Ohr derart, dass ich aufzuheulen begann. Doch die Szene war noch nicht im Tagebuch. Ich musste mir in der Requisite eine Schmerzspritze verabreichen lassen. Dann kam der entscheidende Moment. Es herrschte eine äußerst angespannte Stimmung im Raum. Wird das Ohr halten? Oder war am Ende alles umsonst? Wie man lesen kann, ging alles gut, das Tagebuch konnte weitergeschrieben werden. Im Nachhinein lächelt man darüber, doch in der Situation selbst, wenn man weiß, dass das ganze Tagebuch kippen kann, sollte die Szene scheitern, da fühlt man nur noch nackte Angst.

### **Bäckermeister Gniethnagel:**

Ich habe schon viele Projekte beliefert. »Kinderreime aus dem Sumpf«, »Die Klinik am Rande des Sumpfes« und den Erzählband »Aufsteigende Sumpfbblasen« durften wir täglich mit frischen Backwaren versorgen. Ich weiß zwar nicht weshalb, doch der Sumpf zieht immer wieder Schreibende an. Für unsere Bäckerei war es das erste Tagebuch. Sehr schnell bemerkten wir, dass so ein Tagebuch in einer ganz anderen Dimension daherkommt. Wir führen Tag- und Nachtdienste, buken also rund um die Uhr. Der Bedarf an Salzstangen war gigantisch. Dies lag womöglich auch daran, dass die Tagebuchakteure auch außerhalb des Tagebuches unentwegt Salzstangen knabberten. Wir waren es zufrieden, gern sehen wir einem zweiten Tagebuchteil entgegen.

### **Schwester Agnostica alias Bruder Agnosticus:**

Hier bestand der große Reiz für mich darin, eine Frau spielen zu dürfen. Das hat viel Spaß gemacht. Nun gut, die Vorbereitungen für das Tagebuch waren sehr aufwändig. Ich wusste ja, dass ich den Kaschubke an den Ohren nach oben ziehen musste. Ich begann ein Vierteljahr vor dem Beginn der Schreibarbeiten zu trainieren. Muskeltraining, Fitness und so weiter. Dann kam das Einzeltraining hinzu, denn ich musste Kraft in den Fingern und in der Hand aufbauen. Mein Dank geht an dieser Stelle an Sepp Hogldörfler, dem besten Fingerhakentrainer, den man sich vorstellen kann.

### **Dr. Cervus:**

Seit Jahren spiele ich ja bekanntermaßen im sehr erfolgreichen Fortsetzungsroman »Dr. Cervus auf der Flucht« die Hauptrolle. Meine eigene Figur hier im Tagebuch augenzwinkernd durch den Kakao zu ziehen, das war mir ein großer Spaß. Dr. Cervus zeigt sich im Tagebuch immer gehetzt, keine Zeit für nichts, als würde er gejagt.

So entstand eine gewisse Erwartungshaltung. Der Leser denkt an »Dr. Cervus auf der Flucht« und erwartet natürlich die dem Roman entsprechenden Actionsequenzen, doch im Tagebuch geschieht nichts dergleichen. Was für ein Spaß!

Ach ja, der Ritt durch den Sumpf. Nein, wirklich, mich bekommt niemand mehr auf ein Sumpfpferd! Ich bin wahrhaftig ein guter Reiter, doch das war die Katastrophe schlechthin. Der Gaul schaukelte wie ein Boot bei schwerem Seegang. Entweder fiel ich oder Hans-Bernhard. Wir konnten uns nicht gleichzeitig im Sattel halten. Unsere Techniker schweißten dann eine Art Käfiggerüst zusammen, welches am Sumpfgaul befestigt wurde. In diesem Käfig saßen wir dann sicher. Durch Einsatz schreibtechnischer Effekte konnte dann in der Endfassung das Stahlgerüst retuschiert werden.

### **Beate-Camilla:**

Wir hatten herrliches Wetter während der Tagebucharbeiten. An den schreibfreien Tagen war ich

immer unterwegs in den Sümpfen. Es ist ein Naturschauspiel ohnegleichen, wenn die ersten Strahlen der Frühlingssonne auf die aufplatzenden Sumpfbblasen treffen. Nein, Angst hatte ich keine. Benedikt Krassauer war mir ein treuer Begleiter. Durch die gründliche Vorbereitung auf seine Tagebuchrolle als Sumpfwart kannte er sich dann tatsächlich hervorragend im Sumpfgebiet aus. Ja, es stimmt, Benedikt und ich spielen im nächsten Monat in einer Novelle zusammen.

## **BONUS 2: NICHT VERWENDETE SZENEN**

Wenn wir uns einen Gedanken machen, dann sollte er in die Tiefe gehen, jedoch nicht so tief, dass wir versinken auf Nimmerwiedersehen mitsamt unserem Gedanken. Denn ein tiefer Gedanke ist oft sehr schwer. Das macht das Gewicht. Deshalb müssen wir im Vorfeld schon auswählen, welcher Gedanke überhaupt in Frage kommen könnte. Das ist die hohe Kunst des Denkens. (**Hans-Bernhard Weltek**)

Unter den Fertigkeiten, die uns zur Verfügung stehen, das Leben zu meistern, ist das Rascheln mit Plastiktüten sicherlich nicht die schlechteste. (**Kaschubke**)



*Abb. 31: Blick in den Fundus, der Verbrauch an Plastiktüten war enorm, auf dem Foto die benutzten Tüten eines einzigen Schreibtages*

Das Dichten ist mitunter eine recht sumpfige Angelegenheit. Ab einer gewissen Tiefe verspürt der Dichter nur noch grausame Einsamkeit in seinem Sumpfloch. Die guten Dichter sind oft miserable Sumpfläufer. Sie versinken vor ihrer Zeit. Das verstehe, wer will. Mir fehlt dafür der innere Abstand, denn ich bin bereits versunken. (**Joseph Borkenbock alias Autor-Bobo**)

Die Zukunft ist erfunden worden, um uns die Gegenwart madig zu machen. Die Aufgabe eines Orakels besteht nun darin, den Spieß umzudrehen. Ein gutes Orakel vermiesepetert die Zukunft, damit die Menschen sich an der Gegenwart erfreuen können. (**Bärbel Kokoff**)

Es gibt nichts Falsches im Richtigen, es sei denn, man tut es. Beweis: Die Makramee-Arbeit einer Freundin, die in unserer Frauengruppe das Falsche an Weihnachten mit dem kritisch-lyrischen Werk von Hans-Bernhard Weltek kongenial verknüpft(!) hat – siehe Bild (**Beate-Camilla Biebering-Bäumele**, Literarizitätsbeauftragte und Schriftführerin des Frauenzimmerkulturgesprächskranzes e.V., Gröbenzell, Bayern)



## **BONUS 3: NICHT VERWENDETE GEDICHTE**

## **ZukünftIch**

Ich zwinge mein Denken in Worte,  
ich grinse und schreibe und träume.  
Oh, Freunde,

jetzt fällt alles ab, der Alltag muss weichen.  
Ich spitze den Bleistift und grabe  
mir selber ein lyrisches Loch.

Ich schaffe mich ab und erfinde  
Geschichten, in denen ich lebe,  
als wäre ich Ich.

Preisen will ich dich,  
du mein geliebtes, süßes  
ZukünftIch.

*(Bei diesem Gedicht ist eine eindeutige Zuordnung bisher nicht gelungen, es wird vermutet, dass es sich um eines der von Hans-Bernhard Weltek bei einem überraschenden Geburtsvorgang übersehenen Gedichte der Nachgeburt handeln könnte. Dieses hier konnte trotz des starken Schleimbefalles restauriert werden.)*

## **Der große Kehraus**

es läuft die kunde  
am stadtrand sammelten sich  
noch heimlich zwar  
doch zu allem bereit  
schielende hausmeister  
bewaffnet mit  
besen und schaufel  
die warteten nur  
auf das zeichen  
zum sturm auf die stadt

es läuft die kunde  
unter ihnen gäbe es  
männer der tat  
die wüßten worauf es  
in solchen zeiten ankäme  
die auch einmal von selbst  
in die hände spuckten  
die sich nicht beirren ließen  
von den feinen herrschaften  
und ihren sauberen ideen

es läuft die kunde  
eine kleine aber feine vorhut  
unerkannt und gut getarnt  
sondiere bereits das gelände

hauptkampfgebiete würden des nachts  
mittels geheimer zeichen markiert  
ablenkungssäuberungen  
seien schon eingeleitet  
für den bevorstehenden einsatz gälte  
die höchste geheimhaltungsstufe

*(Dieses Hausmeistergedicht wurde im Auftrag von Hans-Bernhard Weltek von Gregor Libkowsky erstellt, es war geplant, dieses Pater Kilian als Zeichen der Ehrerbietung zu widmen. Im Tagebuch selbst durfte es dann doch nicht in Erscheinung treten.)*

### **Nagel und Hammer**

Die Liebe ist kein rostiger Nagel,  
den man einschlägt,  
nur um Löcher zu stopfen.

Die Liebe ist ein goldener Hammer,  
der die Hand führt,  
wenn in uns die Liebe kocht.

Doch Liebe allein ist  
ein würzloses Süppchen  
ohne das Salz der Erkenntnis.

Drum schlage der Hammer  
den Salzstock unseres Herzens,  
zu beenden die Tage der Fadsuppigkeit,

auf dass wir erkennen  
und voll Sehnsucht rufen:  
Noch einen Schlag von dieser feinen Suppe.

*(Sollte das Für-alle-Fälle-Gedicht keine Wirkung entfalten und sich Bärbel Kokoffs Herz lyrisch nicht erweichen lassen, war geplant, »Nagel und Hammer« einzusetzen. Im Tagebuch konnte jedoch eine Einigung ohne den Einsatz dieses Gedichtes erfolgen.)*

## Der Autor

Ich wurde im Jahr 1962 als Christoph Meissner in Schkeuditz, einer Kleinstadt am Rande von Leipzig, geboren. Sehr früh erkannte ich, dass Ironie, Komik und Satire äußerst hilfreich bei der Bewältigung des DDR-Alltages sein konnten. Die erste große Hürde nannte sich sozialistische Schule, deren Grundlage die marxistisch-leninistische Weltanschauung war. Die Schüler, Lehrlinge und Studenten sind zur Liebe zur Deutschen Demokratischen Republik und zum Stolz auf die Errungenschaften des Sozialismus zu erziehen, um bereit zu sein, alle Kräfte der Gesellschaft zur Verfügung zu stellen, den sozialistischen Staat zu stärken und zu verteidigen, heißt es im Gesetz über das einheitliche sozialistische Bildungssystem von 1965 im §5 (2).

Was macht man da, wenn man katholisch aufwächst und aufgrund dessen Einblick in eine andere Welt des Denkens und Redens bekommt? Man träumt von einer anderen Welt jenseits des verlogenen DDR-Alltages, der grauen Tristesse, der Arroganz der Macht und der Überheblichkeit der Dummheit allerorten. Der kirchliche Raum war eine Insel. Aus heutiger Sicht kaum mehr verständlich. Dort gab es Bücher, Diskussionen, und das Wesentliche, einen Ort der Freiheit. Im Ein-Finger-Tipp-System wurden die Gedichte von Reiner Kunze abgeschrieben. Die wunderbaren Jahre. Und auf der anderen Seite wurde sich durchgemogelt in einer Mischung aus Opposition, Ironie und Anpassung.

Aus heutiger Sicht ärgere ich mich immer noch maßlos über eine Situation, in der ich einem der übelsten Diktatoren im Nachkriegs-Europa Spalier gestanden habe, stehen musste. Ein Schulausflug war angesagt, ich muss so um die zehn Jahre alt gewesen sein. Wir Schüler hatten klassenweise anzutreten, wurden vorher kontrolliert, damit unser Erscheinungsbild einer sozialistischen Persönlichkeit gemäß war (keinen Kaugummi kauen, keine bunten auf westliche Fabrikate hinweisende T-Shirts, Taschen etc.), und schon ging es los, zu Fuß über die Dörfer zum nahegelegenen Flughafen Schkeuditz. Dort stundenlanges Warten am Straßenrand. Dann rauschten innerhalb von zwei Minuten mehrere schwarze Limousinen die holprige Straße entlang – und vorbei war der Zauber. Der Besuch des Staatsoberhauptes eines sozialistischen Bruderstaates. Heute spüre ich immer noch Wut, denke ich daran. Ich habe Nicolae Ceaușescu zugewunken. Nun gut, das ging alles sehr schnell, die Autos waren verdunkelt, Gardinen zugezogen – aber trotzdem. In Leipzig machte ich Abitur und erlernte den Beruf eines Druckers. Eine schöne Zeit, wild, aufsässig und verliebt. Ich saß vorm Radio, Bayern 3, und wartete darauf, dass ein guter Song laufen würde, wenn der Empfang ohne größere Störgeräusche einen Monomitschnitt erlaubte. Schwierig, aber es gelang ab und zu. Und dann Bob Dylan. Die Desire. Der Freund eines Freundes hatte die Platte geschmuggelt. Ich ließ mir Bob Dylan mit Nähgarn aufs T-Shirt stopfen. DDR-Fankultur.

Led Zeppelins Physical Graffiti kostete 250,- DDR-Mark auf dem Schwarzmarkt.

Vielleicht deshalb auch immer viel Musik gemacht, gesungen, Lieder zur Gitarre und mit einem Freund Slapstick und Stehgreif-Theater im kleinen Kreis: Parteiversammlung auf sächsisch. Tränen gelacht.

Dann der Ernst des Lebens. Was machen? Studium der Polygraphie nicht möglich, Gottseidank eigentlich, denn dazu hatte ich keine Lust, hatte ja Druckereien von innen gesehen, so war es gar nicht so ungünstig, eine schlechte Beurteilung erhalten zu haben, Christoph sollte seine gesellschaftlichen Positionen grundlegend überdenken, hieß es. Danach kann man keine großen Sprünge mehr machen.

Aus ähnlichen Gründen lehnte man damals, ich weiß gar nicht mehr, wie sich die seltsame Kulturkommission nannte, eine Registrierung meiner damaligen Band ab. Das konnte man so machen, ohne Genehmigung kein Spiel. Ohnmächtige Wut im Bauch.

Also nach Magdeburg ins Krankenhaus. Hilfspfleger. Das ergab sich so. Ein katholisches Haus mit Nonnen – mein erstes Anstalterlebnis.

Das zweite sollte unmittelbar darauf folgen. Zunächst nach Schöneiche bei Berlin. Dort, im Sprachenseminar St. Konrad ein Jahr lang Latein und Griechisch gebüffelt, um im Anschluss daran

am Philosophisch-Theologischem Studium in Erfurt zu studieren. Der Preis dafür: Priesterseminar. Ob ich wirklich damals Priester werden wollte, ich kann es nicht sagen – auf jeden Fall war dies wieder eine der raren und dadurch auch begehrten DDR-Fluchtinseln mit all den Büchern und Möglichkeiten. Der Haken an der ganzen Sache: Keine Frauen! Und doch habe ich mich verliebt, das ging schneller, als ich die Bibel auf und wieder zuschlagen konnte. Deshalb nach drei Semestern Schluss, raus aus der Anstalt. Jetzt hieß es, eine neue suchen.

Erst einmal Briefträger. Jeden Tag am kleinen Buchladen vorbeigelaufen. Stefan Zweigs Novellen sollten erscheinen. Nur für den, der es nicht weiß: Bücher waren Mangelware, es gab zwar viele, aber keine lesbaren, bzw. die lesbaren, guten Bücher erschienen oft einmalig in begrenzter Auflage, ohne klar zu erkennendes Erscheinungsdatum, meist gab es Verzögerungen, und dann wurden sie fast nur unter dem Ladentisch verkauft. Das war es dann. Über Jahre hinweg. Meine täglichen Besuche im Buchladen sollten Früchte tragen. Die Tatsache, dass meine Mutter im gegenüberliegenden Gardinen- und Stoffladen als Verkäuferin arbeitete, half. Eine Übergardine wechselte die Straßenseite, ich aber hatte meinen Stefan Zweig in der Tasche. Was für ein Schatz. Heute unvorstellbar. So kam ich dann auch an Böll, an Tucholsky und andere.

Mit einem Freund mehrere „Liedermacher-Auftritte“ im Schutz der Kirchen. Friedensbewegung. Zwischendurch wartete bereits die nächste Anstalt auf mich. Das Krankenhaus in Schkeuditz. In Leipzig machte ich meine Krankenpflegeausbildung, ich erinnere mich noch gut an die Lagepläne der verschiedenen Verletzensammelstellen, die nach einem Atomschlag eingerichtet werden würden, und an die Aufgaben des sozialistischen Pflegepersonals im Kampf mit der Strahlung. Man konnte die Repräsentanten des Systems nicht mehr Ernst nehmen. Das Ende der Großanstalt DDR zeichnete sich schon ab. Der 9. Oktober 1989 wurde einer der emotional ergreifendsten Tage für mich. Wir liefen über den Leipziger Innenstadtring und keiner hat geschossen. Das war das Ende dieses Staates, das war uns klar. Was für ein Gefühl. Erst im Nachhinein wurde uns bewusst, welche glückliche Schicksalsfügung da ihre Hand im Spiel hatte und was alles hätte geschehen können. Um ein Anstaltsleben bin ich herumgekommen. Ich wurde nie zur Armee eingezogen, obwohl ich schon weit über das gängige Alter hinaus war. Ich habe nach der Musterung nie wieder etwas von denen gehört. Ein Wunder. Ich weiß nicht wie, aber ich hatte Glück.

Bedingt durch den Umzug nach Hessen in ein Dorf in der Nähe von Gießen im Jahr 1990 musste eine neue Anstalt her. Ein Krankenhaus war schnell gefunden. Mittlerweile ist es die forensische Psychiatrie, das ist mal eine richtige Anstalt.

Alles in allem: Viel Panaritium, immer schon.

(Christoph Meissner-Spannaus)

## Nachwort

Kafka war es! – sein Werk animierte mich dazu, den Beruf des Nachwortschreibers zu ergreifen. Vor allem seine drei verschollenen Werke »Der Schlosser«, »Die Schlüssel« und »Verschlossene Gesellschaft« ließen mich schon früh darüber nachdenken, wie man die Nachworte für diese weltliterarisch hochbedeutenden Romane so formulieren könne, dass einerseits das künstlerische Wollen adäquat dargestellt, andererseits dem Bedürfnis des Lesers nach Erklärung und Erläuterung des Gewollten nachgekommen wird. Während meine Mitschüler obskuren Geschäften nachgingen, die irgendwie mit dem anderen Geschlecht zu tun hatten, beugte ich mich innerlich über die verschollenen Manuskripte des Prager Einsamen.

Dieses Nachdenken setzte sich über Jahre fort, eine andere Tätigkeit kam keinesfalls in Frage. Zwar verdiente ich später im bürgerlichen Leben nebenbei ein wenig Geld mit Nachworten bei Beerdigungen und Lesungen, aber immer schien mir, ich sei noch nicht so weit, mir fehle zur Meisterschaft noch etwas Entscheidendes, etwas Legitimierendes. Man weiß ja: Jeder Pilot muss -zig Prüfungen absolvieren, bevor er fliegen darf; jeder Dachdecker muss nachweisen, dass er schwindelfrei ist, bevor er auch nur als Azubi eingestellt wird; jeder Dompteur braucht eine amtliche Bestätigung, dass er in freier Wildbahn mindestens einen Tiger erwürgt hat, bevor er die Zulassungspapiere für die Manege erhält; jeder Mensch muss geschieden sein, bevor er wieder heiraten darf; jeder Anarchist muss – und das ist vielleicht am Allerschwersten zu erlangen – den offiziellen Anarchistenausweis vorlegen, bevor seine Anarchistentätigkeit bei der Rentenversicherung als beitragsfreie Zeit angerechnet wird. Nur für den Beruf des Nachwortschreibers gibt es diese Hilfen nicht. Wie jeder andere Künstler auch, muss er selber, nur anhand seiner eigenen Qualitätsmaßstäbe, entscheiden, ob er es zur Meisterschaft gebracht hat oder nicht. Das macht sehr einsam. Ich habe dann als erste Gegenmaßnahme vom evangelischen zum katholischen Glauben gewechselt. Es half. Plötzlich musste mir jemand zuhören. Von Berufs wegen. Bei der Beichte. Die wirkliche Befreiung von meinen Zweifeln aber kam erst Jahrzehnte später. Als nämlich Christoph Meissner-Spannaus mich bat, dieses Nachwort hier zu schreiben.

(Horst Buhr)

## **Danksagung**

- an Felicitas Hahn und Hans-Joachim Griebe für Vorschläge, Änderungen, Ideen und besonders den gezeigten Humor, Hans-Bernhard Weltek im Verlag Rote Zahlen lyrisches Asyl zu gewähren
- an Ingeborg Endres-Häusler, deren witzige und wortgewandte Kommentare in einem gewissen Literaturforum auf mich immer wieder inspirierend wirken
- an alle drei für die wunderbaren Vor- und Nachworte.

Christoph Meissner-Spannaus

## **Inhalt**

(bitte verwenden Sie die Suchfunktion Ihres Readers)

Vorwort des Finders  
Vorwort des Chefrestaurateurs  
Vorwort Frau Prof. Dr. G. Retchen-Darloni  
Interview mit Peter-Georg Hadenloh  
Vorwort von Pastor Matthias Keer  
Vorwort des Literaturagenten  
Vorwort des Verlegers

### **MÄRZ**

Tiefeninspektion  
Die innere Ordnung  
Lebensboot Titanic

### **MÄRZ (DES WEITEREN)**

Leben in der Eierwelt  
Leben in der Eierwelt II  
Stiche im Ich

### **MÄRZ (SCHLUSS)**

Gedanken und Gedichte  
Herz aufblasen  
Aufruf  
Geist in der Wanne  
Die innere Einsegnung  
Die Früchte harter Arbeit  
Von der Zuversicht der Hühner  
Ein Mann, ein Zimmer, kein Gedicht  
Ein Zimmer, ein Freund, ein Gedicht

### **APRIL**

Nachdenken über Pater K.  
Gebet am Morgen zur großen Drüse  
Der gute Mensch von Panaritium  
Salzstangen & Masken  
Der große Augenblick  
Ansichten meines Lachens  
Risus sardonicus  
AbhängIch  
Auf die Salzstange fertig los

### **VERHÖRPROTOKOLL**

**UNDATIERTES BLATT, LOSE IM TAGEBUCH LIEGEND**

### **MAI**

Im Sumpf  
Ein Dichter nahm die Blinden mit  
Die Goldene Sumpffregel

Später Triumph  
Der große Ritt nach Panaritium

MAI (IMMER NOCH)  
Der Tagesumsturz  
Ein neues Lied lasst uns nun singen  
Der große Bluff

ZEUGENVERNEHMUNG VOM 07. MAI 2010  
Der Tiger von Osnabrück

MAI (DES WEITEREN)  
Die Not ist tot, es lebe die Not  
Brunftzeit  
Für Bärbel, das Sumpforakel

BONUS 1: STIMMEN VOM SET

BONUS 2: NICHT VERWENDETE SZENEN

BONUS 3: NICHT VERWENDETE GEDICHTE  
ZukünftIch  
Der große Kehraus  
Nagel und Hammer

Der Autor  
Nachwort  
Danksagung  
Nachweis der Bildtafeln

Nachweis der Bildtafeln:

Cover Copyright © 2013 Heiner Hilburger pixelio.de

Abb.:

1 © 2013 Marianne J.\_pixelio.de

2 © 2013 by Josef M.M. Beermann\_pixelio.de

3 © 2013 by Daniel Spuhler\_pixelio.de

4 © 2013 Korean Central News Agency

5 © 2013 by Axel Heuting\_pixelio.de

6 © 2013 by Axel Heuting\_pixelio.de

7 © 2013 Hans-Joachim Griebe

8, 9, 10, 11 Copyright © 2013 Christoph Meissner-Spannaus

12 © 2013 Erika K.\_pixelio.de

13 © 2013 by Rainer Sturm\_pixelio.de

14 © 2013 Gabi Schoenemann\_pixelio.de

15 © 2013 by uschi dreiucker\_pixelio.de

16 © 2013 by A.Dreher\_pixelio.de

17 © 2013 uschi dreiucker / pixelio.de

18 © 2013 fritz zühlke / pixelio.de

19 © 2013 Makrodepecher\_pixelio.de

20, 21 © 2013 Christoph Meissner-Spannaus

22 © 2013 Karl-Heinz Laube\_pixelio.de

23, 24, 25, 26 © 2013 Christoph Meissner-Spannaus

27 © 2013 Susanne Schmich / pixelio.de

28 © 2013 Gabi Schoenemann\_pixelio.de

29, 30 © 2013 Christoph Meissner-Spannaus

## Edition Rote Zahlen

Erhältlich in allen Buchhandlungen und Internetshops  
Bestellungen **versandkostenfrei** unter [www.verlag-rote-zahlen.de](http://www.verlag-rote-zahlen.de)

- BAND 1: Hans-Joachim Griebe: ES GIBT NICHTS MEHR ZU ERZÄHLEN – Gedichte  
68 Seiten, drei Portrait-Zeichnungen von Christof Puttfarcken  
Paperback 21 x 21 cm € 4,99 – E-Book € 2,90  
Bibliophile Ausgabe: Gebunden, Großformat 21 x 21 cm, Lesebändchen, € 13,95
- 
- BAND 2: POESIEFELDAMBULANZ, Lyrik im 21. Jahrhundert – Anthologie  
96 Seiten, sieben Grafiken von Rolf Menrath  
Paperback € 11,90 – E-Book € 3,90  
Bibliophile Ausgabe: Gebunden, Großformat 21 x 21 cm, Lesebändchen, € 14,90
- 
- BAND 3: Ingeborg Endres-Häusler: PAPIERZUNGE – Gedichte  
84 Seiten, mit zwölf Grafiken von Michaela Friedrich  
Paperback € 11,90 – E-Book € 3,95  
Bibliophile Ausgabe: Gebunden, Großformat 17 x 22 cm, Schutzumschlag, Lesebändchen, € 13,60
- 
- BAND 4: Ingeborg Endres-Häusler: LIPPENBALLETT – Lyrik & poetische Prosa  
120 Seiten, mit siebzehn Grafiken von Michaela Friedrich  
Paperback € 12,90 – E-Book € 3,95  
Bibliophile Ausgabe: Gebunden, Großformat 21 x 21 cm, Lesebändchen, € 16,20
- 
- BAND 5: Hans-Joachim Griebe: DAS HERZ DER EINSAMKEIT – Erzählungen  
156 Seiten, Paperback € 7,90 – E-Book € 3,95  
Bibliophile Ausgabe: Gebunden, Großformat 17 x 22 cm, Schutzumschlag, Lesebändchen, € 15,90
- 
- BAND 6: Klaus Servene: AUS DER ENGE – Gedichte & Textamente 1970-2012  
Paperback 132 S, € 12,90 – E-Book € 6,99
- 
- BAND 7: RO Willaschek: GÄRTEN DER UNLUST – Gedichte  
140 Seiten, mit zwölf Grafiken des Autors  
Paperback € 12,90 – E-Book 4,95  
Bibliophile Ausgabe: Gebunden, Großformat 17 x 22 cm, Schutzumschlag, Lesebändchen, € 16,95
- 
- BAND 8: Namyoun Choy: TIEF SCHWEIGENDES GEBIET – Gedichte  
80 Seiten, mit 13 Grafiken von RO Willaschek  
Paperback € 11,90 – E-Book € 3,95  
Bibliophile Ausgabe: Gebunden, Großformat 21 x 21 cm, Lesebändchen, € 16,95
- 
- BAND 9: Thomas Frahm: WUNDER – Gedichte 2000 – 2013  
140 Seiten, Paperback € 12,90 – E-Book € 6,95  
Bibliophile Ausgabe: Gebunden, Großformat 21x21 cm, Lesebändchen, € 16,50
- 
- BAND 10: Christoph Meissner-Spannaus: DIE GEHEIMEN KLOSTERTAGEBÜCHER  
224 Seiten, mit einundzwanzig teils farbigen Bildern  
Paperback € 15,90 – E-Book € 5,95  
Bibliophile Ausgabe: Gebunden, Großformat 17 x 22 cm, Schutzumschlag, Lesebändchen, € 18,90
- 
- BAND 11: Hans-Joachim Griebe (Hrsg.): POETISCHE THEORIE – Reflexionen, Essays, Miscellaneen  
156 Seiten, Paperback € 12,90 – E-Book € 3,95  
Bibliophile Ausgabe: Gebunden, Großformat 17 x 22 cm, Schutzumschlag, Lesebändchen, € 15,90
- 
- BAND 12: Christoph Meissner-Spannaus: RENKO – 17 Kopfgeschichten  
164 Seiten, 35 Farbtafeln mit Abbildungen der Skulpturen von Dietwald Spannaus  
Paperback € 14,90 – E-Book € 6,95  
Bibliophile Ausgabe: Gebunden, Großformat 20 x 25 cm, Schutzumschlag, Lesebändchen, € 26,90
- 
- BAND 13: Michael Domas (Hrsg.): ANHALTENDER RITUS – Liebeslyrik im 21. Jahrhundert  
168 Seiten, mit vierzehn Grafiken von Rolf Menrath und drei Grafiken von Philine Fahl  
Paperback € 13,90 – E-Book € 5,95

Bibliophile Ausgabe: 180 S, Gebunden, Großformat 21 x 21 cm, Lesebändchen, € 21,50



BAND 14: Manfred Peringer: IM WANDEL DES BETRACHTERS – Gedichte

116 Seiten, Paperback € 11,90 – E-Book 3,95

Bibliophile Ausgabe: Gebunden, Großformat 17 x 22 cm, Schutzumschlag, Lesebändchen, € 14,90



BAND 15: Jazemel Müller: DER AUTIST IM KOLIBRI – Gedichte, Metamorphosen, poetische Prosa

- erscheint April / Mai 2014 -

